

Vom Unterwegssein

Herbstspaziergänge entlang geschlossener Grenzen

© Lennart Fett

Es ist ein großes Vergnügen, ohne Zweck umherzustreifen.
Hat man besondere Absichten bei den Streifereien, Studien
oder dergleichen – ade das Vergnügen! [...]. Hier hab' ich sie
gänzlich aufgegeben [...]. Drum hab' ich hier viel mehr Zeit zu
Streifereien und herrliches Vergnügen.

Ida Hahn-Hahn, Jenseits der Berge

Inhaltsverzeichnis

Vor der Reise	2
Ziemlich weit im Süden.....	5
Mit Rückenwind durch Südbayern.....	14
Der lange Weg zur Mitte	21
Hinaus zum Ostzipfel.....	31
Kursänderung	41
Ahoi, ihr Landratten!.....	56
Höhepunkt.....	64
Glückstadt bis Norden	75
Unterwegssein.....	87
Westen	99
Südwärts.....	109

Vor der Reise

Wer nach einer langen Phase des Unterwegsseins das vertraute Zuhause erreicht und die Strapazen des letzten Reisetages hinter sich weiß, will eines gewiss nicht hören: *Und, wie war es?* Diese Frage, so harmlos und höflich sie klingen mag, schlingt sich mit all ihrer heimtückischen Kraft um die Gedanken der erinnerungsgesättigten Reisenden, zwingt zur hastigen Reflexion und verlangt drohend eine zufriedenstellende Antwort. Einsilbige Aussagen werden nicht geduldet, würde man dadurch doch das Misslingen der Reise andeuten. Ausführliche Berichte langweilen die Zuhörer hingegen – mussten sie doch selbst zuhause bleiben, würden sich vielleicht sogar wünschen, von Unannehmlichkeiten und Ärgernissen zu hören. Versteckt sich hinter dieser so simplen Frage also Neid und Hämie? Außerdem, wie kann eine Reise überhaupt sein? Zwischen Aufbruch und Rückkehr jeder beliebigen Reise liegt schließlich mehr als nur *eine* Gefühlslage. Angenehm war der Start, lang war die Fahrt, das Essen war hervorragend, nur am dritten Tag hat man sich dann vielleicht an einer Doradengräte verschluckt. Muss man diese Erfahrung von der allgemeinen Bewertung abziehen, war das Essen insgesamt also nicht mehr herausragend, sondern nur noch gut? Die Rückfahrt war anders als der Rest der Reise, aber zählt der letzte Tag überhaupt noch zum Urlaub? *Na, schön war es!* Mehr bringt man nicht zustande. Genug erzählt, zurück zum Alltag.

Zwar bietet diese knappe Antwort ein Entkommen aus den Fängen des Fragenden. Doch soll die Reise auf diese Weise enden? Vielleicht lohnt es sich, das Drängen des Gegenübers als Anlass zu nehmen, über das Erlebte nachzudenken – nicht an Ort und Stelle und, um der Freundschaft willen, nicht im Gespräch. Niemand möchte an den kompletten Nacherzählungsversuchen eines anderen teilhaben. Wie ermüdend können doch die Gedanken anderer sein, wenn man darin selbst nicht vorkommt. In der Ruhe nach der Reise könnte man sich also die ungeliebte Frage in Erinnerung rufen und an die Zeit des Unterwegsseins denken. *Unterwegs zu sein*, wie fühlt es sich an – und kann man es in Worte fassen?

Dass das Reisen einen festen Bestandteil meiner Normalität darstellt, merke ich dann, wenn es plötzlich nicht mehr möglich ist, einfach loszufahren. Eigentlich ist es nichts Besonderes, unterwegs

zu sein. Die Pause vom Alltag gehört selbst zum Alltag: Das Reisen wird zur Routine. Die Fahrt zum Flughafen weckt längst nicht mehr das hohle Gefühl der Nervosität, ganz anders als vor dem ersten Abheben. Zwischen Auspacken und Einpacken liegen kurze Monate, manchmal nur Wochen. Einmal im Jahr soll es dann *weiter weg* gehen. Doch auch der weite Weg ist zumeist keine große Hürde, denn ferne Ziele erreicht man schneller als gedacht. Nur ein paar Stunden genügen, um die sorgfältig ausgewählte Reisekleidung auffällig unpassend werden zu lassen: Frankfurt Fernbahnhof, 12 Grad, Jacke angebracht – Miami, 28 Grad, Jacke fehl am Platz. Man steigt ein, sitzt, kommt an – doch war man unterwegs? Niemand will es bemerkt haben.

Doch plötzlich wird das Unterwegssein wieder außergewöhnlich, denn für eine nie näher definierte Zeit kann es niemand wagen, in die Ferne zu reisen. Man vermisst die Erlebnisse, die sonst als selbstverständlich gelten. Sogar die Strapazen der An- und Abreise wären jetzt willkommen, könnte man nur fort. Jede jemals erlebte Fernreise erscheint nun unvorstellbar; der Realität entrückt, *einer anderen Zeit* zugehörig. Das Unterwegssein verschwindet aus dem Alltag und wird dadurch zum erfassbaren Konzept, das sonst auf verstopften Autobahnen und im dicht getakteten Bahnverkehr bis ins Unerkennbare zerfällt.

Aus diesen Gedanken spross die Idee zu einer Reise, die das Gefühl der Ferne in der Nähe suchte. Erlauben uns Flugreisen überhaupt, die zurückgelegte Distanz zu erfassen? Jenseits des Ozeans sitzt man schwerfällig die Auswirkungen der Zeitverschiebung aus und versäumt es, die zurückgelegte Distanz zu begreifen. Das Ziel ist eine Insel im Raum, abgetrennt von bekannten Dimensionen. Die Entfernung wird zur referenzlosen Zahl. Fünftausend Kilometer entfernt – was heißt das schon? Doch Fernreisen sollen hier nicht schlechtgeredet werden. Im Gegenteil: Ich möchte etwas beschreiben, das einer Reise in die Ferne durchaus ähnelt. Mehrere tausend Kilometer Fahrt sollen sich über die folgenden Kapitel dieses Textes erstrecken. Was folgt, ist die Beschreibung einer weiten Reise, deren Ziel nie in der Ferne lag. Unsere Reisepässe ließen wir zuhause, denn wir brauchten sie nicht. Wir gingen nur hin und wieder spazieren – immer entlang der Landesgrenze.

Unterwegs möchte ich mich fragen, was es bedeutet, innerhalb festgelegter Grenzen zu reisen. Zu Beginn unserer Fahrt stelle ich naive Fragen und finde ebenso naiv formulierte Antworten. In groben Zügen möchte ich zuerst beschreiben, wie wir unterwegs sind und was ich wahrnehme. Zu zweit reisen wir rund um Deutschland und teilen dieselben Erlebnisse, doch erzählen unsere Geschichten auf unterschiedliche Weise. Christian fotografiert, ich schreibe – zunächst allerdings nur gedanklich. Seine Bilder erzählen etwas, das ich mit Worten umranden will: Was liegt zwischen Oberstdorf und Sylt? Was erwartet uns an den Grenzen?

Während der ersten Kilometer dominiert der Blick nach außen. Wenn alles ungewohnt erscheint, liegt es nahe, sich voll und ganz dem Ungewohnten zu widmen. Doch auch das außergewöhnlichste Motiv wird irgendwann zum altbekannten Hintergrund. Haben wir also das Unterwegssein erst zur Gewohnheit werden lassen, kann ich den Blick nach innen richten, ohne dabei die Umgebung außer Acht zu lassen. Auf dem Weg in den Norden des Landes frage ich mich, ob es ein Gefühl des Unterwegsseins geben kann. Was macht diese Reise besonders? Behält das, was ich im Allgäu beschrieben habe, auch an der Nordsee seine Gültigkeit? Letztendlich erlauben diese Fragen eine Mehrzahl an Antwortversuchen – und unweigerlich stellt sich mir wieder und wieder die ungeliebte Frage: *Und, wie war es denn?*

Als wir aufbrachen, hatte sich die Wärme längst in den Süden verzogen. Auch wir steuerten zunächst südwärts, doch den Sommer holten wir bei weitem nicht mehr ein: Der erste Abschnitt der Reise brachte uns – planmäßig – nur bis zur südlichen Grenze. Unser Vorhaben war simpel: Von der Südspitze Deutschlands wollten wir zum östlichsten Punkt des Landes aufbrechen, von dort zum nördlichsten, dann zum westlichsten. Diese vier Ziele sollten die einzigen Fixpunkte unserer Reise bilden – dazwischen lag ein ganzes Land, das wir nach Belieben durchqueren konnten. Jedes Bundesland wollten wir unterwegs besuchen und überall dort aussteigen, wo wir Ruhe, Entspannung oder eine lokale Brauerei vermuteten. Ansonsten streiften wir ziel- und zwecklos umher.

Es war nicht das erste Mal, dass wir uns zusammen auf hunderte Kilometer Autofahrt freuten. Weit weg wollten wir bisher auf jeder Reise und kehrten erst dann um, als es wirklich notwendig

war – am Polarmeer, zum Beispiel. Dagegen wirkte unser neues Vorhaben unspektakulär. Es ist nichts Besonderes, innerhalb Deutschlands zu verreisen, zumal auch zur Zeit unseres Aufbruchs keine Reisebeschränkungen innerhalb des Landes galten. Wenn hier also von einem außergewöhnlichen Vorhaben die Rede ist, dann liegt das keinesfalls an möglichen Konflikten mit dem Gesetz. Vielmehr liegt die Besonderheit darin, dass wir die meisten Orte und Gegenden auf unserer Strecke bereits kannten – von früheren Reisen oder durch stundenlanges Studieren der Landkarte. Wir wussten, welche Entfernungen uns erwarteten und wo die Grenzen lagen, die wir nicht übertreten sollten. Diese klare Beschränkung machte die vier Grenzpunkte im äußersten Süden, Osten, Norden und Westen zu Extrempunkten. Sie dienten zu jeder Zeit als Referenzpunkte und bestimmten unser Gefühl für die zurückgelegte Distanz. Da wir weiter nicht reisen konnten, steigerte sich das Gefühl der Entfernung mit jedem Schritt, der uns näher an den nördlichen Endpunkt brachte. Es waren also nicht zuletzt die unpassierbaren Grenzen, die uns den Eindruck der Weite und Ferne überhaupt ermöglichten. Obwohl wir nie weit weg waren, reisten wir trotzdem fern.

Ziemlich weit im Süden

Christian kommt spät. Heute wollen wir den südlichsten Punkt Deutschlands erreichen. Grenzstein 147, also der Punkt, der Bayern, Vorarlberg und Tirol miteinander verbindet und gleichzeitig voneinander trennt, liegt unweit des Haldenwanger Ecks, direkt bei den Bergen der guten Hoffnung (wenn das nicht nach Kap des Südens schreit, was dann?). Von Einödsbach wollen wir am späten Mittag zum südlichsten Punkt unserer Reise aufbrechen.

Um 6 Uhr stehe ich auf, dusche heiß und bereite mir ein spärliches Frühstück zu. Christian lässt auf sich warten, aber bereits jetzt spüre ich das Besondere an dieser Reise: Es ist egal. Normalerweise scheue ich die Morgenstunden. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich zuletzt im Morgengrauen auf den Beinen war – durchzechte Nächte ausgenommen. Heute habe ich jedoch, trotz unsäglicher Morgenstunde, ausgezeichnete Laune. Ich würde mich zwar längst nicht als ungeduldigen Menschen bezeichnen, doch angenommen, ich stünde unter normalen Umständen quasi mitten in

der Nacht auf und müsste eine Stunde lang auf jemanden warten, dann würde dieser Mensch innerhalb kürzester Zeit tiefe Einblicke in mein gesammeltes Repertoire an schwäbischen Schimpfwörtern erhalten. Christian empfangen ich um 9 Uhr, völlig ausgeglichen und bester Laune, mit unserer gewohnten Begrüßung: *Schönen guten Morgen!*

Was bedeutet es schon, eine Stunde später loszufahren? Was soll schon in einer Stunde passieren, frage ich mich, wenn Zeit unterwegs nur eine untergeordnete Rolle spielt? Die Stimmung ist ausgelassen auf den ersten Kilometern. Ich versuche, mir die Gegenden vorzustellen, die ich auf der Reise sehen werde. Alles wirkt noch normal und bekannt: Die Bundesstraße in Richtung Stuttgart, vorbei am Filderkraut, vorbei am Flughafen. Das ist uninteressant. Doch es kommt mir schon jetzt spannender vor als sonst, denn auch das Gewöhnliche gehört zur Reise. Jetzt liegt noch Bekanntes hinter der Scheibe, später werden es schon Berge sein, dann weite Felder, bald die Neiß, bald die Nordsee, bald das Ruhrgebiet. Der Blick durch die Windschutzscheibe wird zu meiner besten Unterhaltung – und ich fühle mich jetzt schon unterhalten, obwohl wir gerade erst auf die Autobahn abbiegen.

Kaum ein paar Tage ist es her, da saß ich noch in der Bibliothek über meiner Abschlussarbeit. Jetzt blicke ich in die Ferne und erkenne die ersten bläulich-grauen Berge der Allgäuer Alpen. Die Umrisse erkenne ich nur unscharf – vielleicht sind es nur Wolken. Möglicherweise stimmt es doch, dass das Lesen bei spärlicher Beleuchtung den Augen schadet. Doch das ist mir jetzt egal. Die Pflichten der letzten Wochen bleiben diesseits der Berge, während wir mitten in die Voralpen hineinsteuern. Am ersten Tag fällt es mir kaum auf, doch später realisiere ich, dass wir uns, ohne dies zu hinterfragen, täglich an neue Umstände anpassen. Es ist schlicht unmöglich, unterwegs den gewohnten Tagesablauf beizubehalten. Wir stehen jeden Tag mit dem Sonnenlicht auf und richten unsere Pläne daran aus. Das bedeutet, unser Reisetag endet spätestens mit Sonnenuntergang, ungefähr um halb 8. Bis dahin haben wir idealerweise einen Schlafplatz gefunden und unser Zelt aufgebaut. Zudem verleitet die abendliche Kälte nicht gerade dazu, bis nach Mitternacht im Freien zu sitzen. Meinen Studentenrhythmus passe ich schon nach einem Tag an die neuen Verhältnisse an – kein Wunder, dass ich auch meine Studentengedanken verdränge.

Es ist kühl in Oberstdorf. Vor einigen Jahren froh ich mir hier an der Skisprungsschanze fast die Füße ab. Doch damals wusste ich, dass ich bald wieder im beheizten Zug nach Hause sitzen würde. Nun ist es zwar nicht annähernd so kalt, immerhin freuen wir uns über trockene 11 Grad, doch heute, und wohl während unserer gesamten Reise, schlafen wir im Freien. Vor fünf Jahren habe ich zuletzt mehrere Nächte im Zelt verbracht, damals im Norden Norwegens. Jetzt stehe ich in Oberstdorf und mache mir Mut: In Skandinavien muss es doch kälter gewesen sein. Wir sind nur zwei Stunden Autofahrt von zuhause entfernt – wie kalt kann es hier schon werden? Ich denke an ein warmes Mittagessen in einem der Restaurants, doch Wärme soll jetzt nicht durch Gemütlichkeit, sondern durch Bewegung erzeugt werden. Wir haben uns verspätet und müssen uns beeilen. Am späten Mittag sichern wir noch unser Zelt, dann erst brechen wir auf. Hätten wir uns den Blick auf die Uhr nicht gespart, wüssten wir jetzt, dass es eigentlich schon zu spät ist, die Berge der guten Hoffnung zu passieren.

Den Grenzverlauf bei Oberstdorf behalten wir leicht im Blick: Ringsum beginnt Österreich. Nur im Norden öffnet sich die Südspitze in Richtung des Flachlandes. Südwestlich gelangt man zur Breitach, die dann für einige Kilometer die Grenze zu Vorarlberg bildet. In östliche Richtung bricht das Nebelhorn die Wolkendecke. Dahinter, in den Allgäuer Hochalpen, verläuft die Grenze zu Tirol. Unser Blick richtet sich nach Süden, wo die östliche Grenzlinie nach Südwesten verläuft, bis sie den westlichen Grenzverlauf erreicht. Auf der Landkarte betrachtet, erinnert der Grenzverlauf an eine zur Seite geneigte Windrose, die gerade das österreichische Dorf Warth einsaugt. Einige hundert Meter nördlich des Dorfes liegt der Grenzstein 147. Dort wollen wir hin.

Mit dem Auto folgen wir der südlichsten befahrbaren Straße, immer entlang des malerischen Stillachtals. Auf der Karte scheint es, als könnten wir Einödsbach auf vier Rädern erreichen und von dort ungefähr 10 Kilometer bis zum Grenzstein wandern. Leider täuscht die Kartenansicht. Die Straße ist frei und passierbar, doch Gesetze versperren uns den Weg: Wir sind weder Anwohner, noch steuern wir ein landwirtschaftliches Nutzfahrzeug. Parken können wir unser Auto auf der schmalen Straße sowieso nirgendwo. Wir halten also in Faistenoy, einige Kilometer nördlich von Einödsbach. Es ist bereits früher Nachmittag. Wir rechnen: Wandern wir, statt vom geplanten

Startpunkt, von Faistenoy zum Grenzstein und zurück, werden wir erst am späten Abend zurückkehren. Die Wanderung verlief dann zwei oder drei Stunden durch die Dunkelheit. Da der Wanderweg von Faistenoy eben an der Stillach entlangführt, könnten wir hier auch im Dunkeln zurechtkommen, zumal wir Taschen- und Stirnlampe bei uns haben. Wir sind versucht, es zu wagen – immerhin steht das Erreichen des südlichsten Punktes auf dem Spiel. Was würde es noch bedeuten, den nördlichsten Punkt zu erreichen, wenn wir zuvor den südlichsten verfehlten? Der Zeitdruck ärgert mich. Jetzt ist es egal, dass wir schon ziemlich weit im Süden sind. Wir wollen weiter, aber wir sitzen im Auto und überlegen nur.

Eigentlich fühlen wir uns fit genug für diese Unternehmung. Eine 30 Kilometer lange Wanderung sollte keinesfalls über unsere Kräfte gehen. Doch wir zögern. Wir sind erst vor vier Stunden aufgebrochen, doch schon jetzt stehen wir vor einer schwierigen Entscheidung. Vielleicht überfordert uns der Gedanke an eine Abend- und Nachtwanderung an unserem ersten Reisetag. Die Befürchtung, bereits den ersten Abend wandernd am Berg zu verbringen, statt gemütlich vor dem Zelt zu sitzen, überwiegt schließlich: Wir entscheiden uns gegen das Abenteuer, wollen den Südpunkt aber noch nicht ganz aufgeben. Stattdessen planen wir, das österreichische Dorf Warth anzusteuern. Von dort wollen wir einen Wanderweg in nördliche Richtung einschlagen. Uns trennen nur 15 Kilometer Luftlinie von Vorarlberg, doch selbst solch kurze Strecken bedeuten in den Voralpen eineinhalb Stunden Fahrt – einmal um die Bergkette herum.

Als wir uns gerade mit dem Gedanken abfinden, den südlichsten Punkt Deutschlands nicht als den südlichsten der Reise verzeichnen zu können, blockiert die nächste Schranke unser Fortkommen: Eine kurze Internetrecherche ergibt, dass sowohl Vorarlberg als auch Tirol kurz vor unserem Aufbruch zu Gesundheitsrisikogebieten erklärt wurden. Zwar spazieren wir später zu Fuß einige hundert Meter hinter den offenen Grenzübergang, doch mit dem Auto wollen wir auch hier nicht weiter. Es droht Quarantänepflicht und nicht zuletzt auch tatsächliche Gefahr für uns und, wer weiß, vielleicht auch unwissentlich von uns ausgehend. Den eigentlichen Grund der Einschränkungen verlieren wir aufgrund der sich schnell ändernden, je nach Region unterschiedlich verordneten Maßnahmen schnell aus den Augen und machen uns daher immer

wieder gegenseitig darauf aufmerksam, dass die Einschränkungen nicht Ausdruck von Gesetzeswillkür sind, sondern den Versuch darstellen, ein nicht zu unterschätzendes Gesundheitsrisiko zu bändigen.

Man mag uns vorwerfen, eine ungünstige Zeit für diese Reise gewählt zu haben. Im Herbst mit dem Zelt umherzureisen – muss das überhaupt sein? Im Sommer wäre unser Unterfangen sicherlich von angenehmeren Bedingungen begleitet gewesen. Die nötige Ruhe für unser Vorhaben fanden wir in den warmen Monaten jedoch nie. Erst jetzt konnten wir für einige Zeit die größten Pflichten abschütteln – und obwohl mir die Kälte unter die Kleidung fährt, merke ich schon am ersten Tag, dass es eine gute Entscheidung war, die Reise so lange aufzuschieben, bis wir stressfrei unterwegs sein können. Das Pandemiegeschehen behalten wir dabei aufmerksam im Blick, ebenso wie die Lage in Grenznähe. Alle Gebiete innerhalb Deutschlands sind Anfang Oktober noch ohne Einschränkung erreichbar. Restaurants können wir mit Mund-Nasen-Bedeckung und Abstandsregeln besuchen. Hotels würden uns überall empfangen, doch im Zelt fühlen wir uns in unserem anfänglichen Reiseenthusiasmus ohnehin besser aufgehoben. Fast alles geht Anfang Oktober seinen normalen Gang. Die Gefahr beschränkt sich auf ein stets präsent, aber leises Hintergrundrauschen.

Anstatt vor Bergpanorama zu wandern, bewundern wir nun die tiefe Breitachklamm südwestlich von Oberstdorf; statt, wie geplant, von der Ruhe der Südkap-Berge eingenommen zu werden, lassen wir uns nun von den reißenden Wassermassen berauschen. Auf schmalen Brückenwegen spazieren wir nur wenige Meter über dem Fluss, der sich seit der letzten natürlichen Gletscherschmelze durch das Kalkgestein frisst und dabei imposante Formationen entstehen lässt. Entlang der schmalen Pfade wandern wir vorbei an engen Felsengängen und bleiben immer wieder erstaunt stehen. Beeindruckt von dem Tosen um uns herum, lassen wir schweigend das türkisblau schäumende Wasser auf uns wirken. Von hoch oben dringt das Tageslicht zwischen die Felsen, findet aber kaum den Weg zu uns herab. Schwere Tropfen fallen von den Felsvorsprüngen auf unsere Köpfe; die Luft ist kühl und frisch. Im Nachhinein spreche ich von einem würdigen Ersatzprogramm, doch während wir langsam flussaufwärts wandern, kommt mir diese Bezeichnung nicht in den

Sinn. Das Schauspiel ist unerwartet beeindruckend und verliert dadurch schnell den Charakter eines Ersatzes. Es ist stattdessen das erste nennenswertes Erlebnis auf unserer Reise.

Als wir die Breitach in südöstliche Richtung verlassen, tritt prompt Ruhe ein. Wir gehen einen der Quellflüsse entlang, dessen Gewässerbett, so glaube ich, die Landesgrenze bildet. Kurze Zeit später bestätigt ein kleines Hinweisschild auf einer Holzbrücke meine Vermutung: Grenze. Hier, mitten im Nirgendwo, erreichen wir doch noch das Ende des Landes, wenngleich nicht das südlichste. Doch es genügt, um uns aufzuheitern; immerhin befinden wir uns ziemlich weit im Süden. Jenseits der tobenden Breitach zeigen wir uns in geselligerer Stimmung. Wir plaudern und scherzen hier und da. Meine Gedanken wenden sich erneut dem weiteren Verlauf der Reise zu. Noch wandern wir entlang eines kleinen Abschnittes der südlichen Grenze – kaum vorstellbar, dass wir bald die Gebirgsregion verlassen werden. Doch in einigen Tagen erreichen wir die polnische Grenze, bald darauf schnuppern wir Meeresluft. Diese Gebiete erscheinen jetzt weit entfernt. Jeder in nördliche Richtung zurückgelegte Kilometer wird den Gesamteindruck unserer Reise verändern. Die Breitach, die Berge, die Gasthütten im Allgäu und unsere Empfindungen beim Wandern werden irgendwann nur noch einen kleinen Teil der zurückgelegten Strecke ausmachen. Unser Zuhause liegt erst zweieinhalb Stunden entfernt. Noch könnten wir Tagestouristen sein, die am Abend wieder zurückkehren. Doch das sind wir nicht. Wir haben noch viel vor uns.

Zwar trennen uns ungefähr eintausend Kilometer von der Nordsee, doch der Gedanke an das ferne Meer verändert ungeachtet der Entfernung meinen Blick auf den Süden. Ich betrachte die Berge nicht als isolierte Landschaftspunkte, sondern bringe sie in Zusammenhang mit dem salzig duftenden Friesland. Gleichzeitig denke ich an die Gegenden im Osten, an das Treiben des Ruhrgebietes und an alles Dazwischenliegende. So wirkt das Panorama, das sich uns am späten Nachmittag von einem schön gelegenen Gasthaus auf deutscher Seite bietet, noch beeindruckender. Direkt südlich, versteckt hinter einer Bergkuppe, vermuten wir den nicht erreichten Grenzstein 147. Ich wäre jetzt gerne dort, doch enttäuscht bin ich nicht. Vielmehr spüre ich die Besonderheit dieses Momentes. Doch während ich mein Engelbräu trinke (man versprach uns Genuss *so himmlisch wie die Natur*), kann ich dieses Gefühl nicht

einordnen. Mit Christian spreche ich über den Kontrast, der uns während der nächsten Reisetage erwarten wird. Wir sprechen über Bauernhäuser im Allgäu und Reetdachhäuser in Holstein, vergleichen Berge mit Tiefebene und rätseln, ob wir vom Allgäuer Engelbräu und Münchner Hell nicht allzu sehr verwöhnt werden – schließlich müssen wir später auf der Reise lernen, uns mit Störtebeker Pils oder Astra Urtyp zu begnügen. So greife ich an diesem Reisetag immer wieder vermeintliche Kontraste auf. Ich klammere mich an die Unterschiede, sehe die schneebedeckten Bergkuppen und denke an das schäumende Meer, stehe an der Grenze zu Österreich und denke an Dänemark, sitze auf der ruhigen Alm und stelle mir die Großstadt als Kontrast vor.

Dabei sind es nicht die Kontraste, die unser Unterfangen außergewöhnlich machen. Um Gebirge und Meer in ein Kontrastverhältnis zu stellen, müssten wir unser Zuhause nicht erst verlassen. Ich muss die Nordsee nicht erleben, um sie mit den Alpen zu kontrastieren – dafür reicht auch das Konzept, das wir von Erzählungen und Bildern kennen. Vielmehr ist dieses Gefühl der Besonderheit – die leichte Unruhe und das Bedürfnis, weiterzufahren, mehr zu erleben, alles dicht hintereinander oder am besten gleichzeitig wahrzunehmen – geprägt von dem erwarteten Zusammenspiel von Bergen, Meer und allem was dazwischenliegt. Das Gefühl, das ich auf der Wanderung nicht beschreiben kann, entsteht wohl nicht durch wahrgenommene Kontraste, sondern durch das erwartete Durchbrechen der Gegensätze. Endlich kann ich das erleben, was ich mir immer vorstelle; kann vom Land in die Stadt, von den Bergen ans Meer, von Süd nach Nord und von Ost nach West reisen. Auf anderen Reisen stehen zumeist entweder Natur oder Städte im Vordergrund, Berge oder Meer, der Süden oder der Norden. Unsere Reise hingegen soll einen Rahmen bieten, der all diese Aspekte zusammenführt und miteinander in Verbindung bringt: Wir erleben Städte *und* Natur, Berge *und* Meer, Süden *und* Norden. Als ich diesen Gedanken im Verlauf der Reise ausformuliere, gefällt mir die Vorstellung außerordentlich gut. Gleichzeitig frage ich mich aber immer wieder: Kann es denn so einfach sein? Bleibt der Wunsch nach Gesamtheit nicht eine naive Idealvorstellung?

Am Abend rückt sämtliche Träumerei über das Unterwegssein in den Hintergrund. Ich denke kaum mehr nach, denn es ist kalt. Die erste

Nacht unter freiem Himmel bedeutet eine große Umstellung. Unsere Abendroutine beginnt ab heute damit, das Kochgeschirr auszupacken und unser mitgebrachtes Essen darin aufzuwärmen. Wir lassen uns Zeit mit unserer Mahlzeit – was sollten wir auch sonst tun? Wir unterhalten uns über einem viel zu kalten Bier und verzögern den Moment des Aufräumens und Abspülens so lange wie nur möglich.

Für die Dauer des Unterwegsseins versuche ich, ein System der Ordnung aufrechtzuerhalten. Das Essen schmeckt besser in dem Wissen, dass sich alles Mitgebrachte um mich herum an seinem designierten Platz befindet und mit wenigen Handgriffen erreicht werden kann. Wir haben nur begrenzt Platz zur Verfügung und müssen unseren Besitz ordentlich verstauen – schnell geht Wichtiges im Durcheinander verloren. Es kommt mir seltsam vor, so zu reisen. Warum setzt man sich freiwillig in die Kälte, schlürft fade Suppen und packt danach pedantisch alles wieder ein? Hier geht es nicht um die Art von Alltagsflucht, die ein Wellnessurlaub bietet. Im Gegenteil: Wir müssen unterwegs mehr beachten als sonst und betreiben deutlich mehr Aufwand, um einfache Grundbedürfnisse zu befriedigen. Es dauert einen ganzen Abend, bis wir gekocht, gegessen, gespült und aufgeräumt haben. Es bereitet mir keine Freude, mich bei unter 10 Grad im Freien umzuziehen oder meine Zähne zu putzen. Irgendwelche Klamotten sind zudem stets nass und trocknen nur schlecht. Unsere Schuhe sind schmutzig. Von purer Entspannung kann keine Rede sein – und trotzdem sind wir weder entmutigt noch beschweren wir uns. Unterwegs gilt es, pragmatisch zu handeln. Unseren Rhythmus richten wir nach dem Tageslicht und unseren Bedürfnissen. Haben wir Hunger, müssen wir anhalten, Essen zubereiten und schließlich das Geschirr säubern und einpacken. Sind wir müde, müssen wir einen Schlafplatz finden und unser Zelt aufbauen. Ist uns kalt, müssen wir uns wärmer anziehen oder schlafen – im Schlaf spürt man die Kälte weniger.

So betrachte ich am Abend alles als überflüssig, das mich nicht wärmt oder sättigt. Normalerweise verbringe ich meine Abende gerne lesend, aber auf der Reise komme ich lediglich am ersten Abend noch auf die Idee, im Vorzelt ein Buch aufzuschlagen. Die Seiten fühlen sich dabei feucht und schwer an. Feine Atemwolken steigen im Schein der Stirnlampe auf und kondensieren zu dicken Tropfen an der Zeltplane. Alles ist nass. Schnell vergeht mir der Lesespaß. Trotz der Ungemütlichkeit kann ich jedoch nicht behaupten, dass ich

mich nach meinem Ikeasessel zuhause sehne. Die Situation ist zu außergewöhnlich, als dass ich sie mit meiner bisherigen Abendroutine vergleichen könnte. Alltagsgedanken und Gewohnheiten lasse ich schnell los – nicht aus Entspannung, sondern aus Notwendigkeit. Ich klappe mein Buch bald zu und beginne mit der abendlichen Zeltoutine: Umziehen im Freien, Zähneputzen mit naturgekühlter Zahncreme und eisigem Mineralwasser, Auspacken und Herrichten der Schlafsäcke und Isomatten. Bis zur Nordsee lese ich nicht mehr.

Ich träume Seltsames in dieser ersten Nacht. Immer wieder werde ich wach, fasse mir an meine kalte Nase und stelle doch zufrieden fest, dass der Rest meines Gesichts überraschend warm ist. Ich liege hart auf meiner dünnen Isomatte. Die Erde drückt durch den Zeltboden auf Schulter und Nacken. Kaum dass sich mein Bewusstsein wieder in den Schlaf verabschieden will, oder sich vielleicht bereits verabschieden hat, beginnt ein metallisches Zischen, das bald in ein leises, stetig ansteigendes Rauschen übergeht. Unter die Geräusche mischt sich in rhythmischen Abständen ein Klopfen, zwei Mal kurz hintereinander, gefolgt von einer einsekündigen Pause, gefolgt von zwei erneuten Klopfgeräuschen. Eisen auf Eisen. Das Rauschen schwillt an, auch das Zischen wird lauter und unregelmäßiger. Der Boden beginnt zu vibrieren, dann zu beben. Schnell vermischen sich die ansteigenden Geräusche zu einem heranrauschenden motorischen Dröhnen, wohl keine hundert Meter mehr entfernt. Ich werde aus dem schlafähnlichen Zustand gerissen, noch bevor der Alptraum mich erfasst. Meine Augen sind geschlossen, ich bin wach, doch statt der erwarteten Stille steuert das rauschende, zischende, donnernde Ungeheuer direkt auf unser Zelt zu. Ich erkenne durch meine geschlossenen Augenlider zuckendes rötliches Licht. Eine Sekunde schwebe ich zwischen Traum und Realität, erwarte den Aufprall des röhrenden Monsters. Dann braust der Regionalexpress nach Oberstdorf drei Meter an unseren Köpfen vorbei.

Ich lache leise über meine Verwirrung und merke, dass auch Christian wach ist und seine Freude über die kurzzeitig bedrohlich wirkende Geräuschkulisse durch belustigtes Schnauben ausdrückt. *Wie kindisch von uns!* Der kurze traumartige Schreck geschieht mir recht. Am Abend hatten wir den grandiosen Einfall, unser Zelt direkt an der Bahnschiene aufzubauen. Es war Absicht. Wir haben uns gefragt, wie es sich wohl anfühlt, wenn ein Zug scheinbar ins Zelt

rauscht und dann doch knapp vorbeidonnert. Die Antwort erhalten wir zehn oder zwölf Mal in dieser Nacht – zwei Mal bin ich mir nicht sicher, ob ich es nur geträumt habe. Unser Verhalten amüsiert mich. Zuhause werde ich schnell zornig, wenn der Nachbar um 8 Uhr morgens sein röhrendes Laubgebläse anwirft. Auch weniger genügt, um mir einen wüsten Ausdruck zu entlocken. Manchmal ist es auch nur ein rückwärtsfahrendes Müllauto, das meinen Schlaf mit seinem tinnitusartigen Intervallton durchbricht. Hier ist das anders. Manchmal verhalten wir uns wieder wie die Kinder, die wir in der Grundschule waren. Damals legten wir Münzen und anderes auf die Gleise im Dorf, freuten uns über das ungesunde Holpern der Eisenbahnräder und bestaunten das plattgemalmte Ergebnis. Heute schmunzeln wir im Halbschlaf über das Tosen des vorbeifahrenden Zuges. Wir sind mittlerweile wahrscheinlich erwachsen geworden, doch unseren unreifen Humor haben wir noch nicht begraben. Es bereitet mir Freude, in Christians Gesellschaft über solche Dinge zu lachen, die andere mit einem Kopfschütteln abtun würden. Normalerweise zeige ich mich weniger unbekümmert, doch hier fühle ich mich dem Ernst der Normalität enthoben. Mir ist es völlig egal, dass ich nur knapp vier Stunden schlafe. Ich wache in der Morgenstimmung auf und steige, ohne zu zögern, aus dem Zelt. Frische Luft belebt mich, die Berge blicken mir aus östlicher Richtung im kalten Morgenlicht leuchtend entgegen, der abnehmende Mond steht noch tief im Westen. Wir sind ziemlich weit südlich und machen uns bereit zur Weiterfahrt – ab heute geht es über Umwege an die Nordsee.

Mit Rückenwind durch Südbayern

Die Zeit zwischen Aufstehen und Aufbruch bleibt mir trotz der anfänglichen Frische als unangenehme Stunde in Erinnerung. Obwohl ich mich unterwegs von vielen Gewohnheiten lösen kann, lasse ich mir meine morgendliche Dusche an diesem zweiten Reisetag nicht nehmen. Es ist unangenehm nasskalt im Sanitärgebäude und zu voll für meinen Geschmack. Im Nachhinein ärgere ich mich über mein Bedürfnis – wen interessiert es schon, ob ich unterwegs sauber bin? Ich möchte so sparsam wie möglich reisen und eine aufwendige Routine vermeiden. Eigentlich gelingt mir das bisher gut. In den

kommenden Tagen werde ich weniger essen als sonst, dennoch fühle ich mich bei Kräften. Ich werde weniger schlafen, aber versinke nicht in Müdigkeit. Ich merke, dass es in dieser Situation generell auch mit weniger geht – weniger Komfort, weniger Essen, weniger Schlaf. Nur fühle ich mich während der ersten Tage nicht wohl, wenn ich auch die Körperpflege einschränke oder ganz darauf verzichte. Erst im letzten Teil der Reise passe ich auch diese Ansicht an und akzeptiere die warme Dusche ebenfalls als zeitweise entbehrlichen Luxus. Davon bin ich am zweiten Reisetag jedoch noch weit entfernt. Frisch gewaschen und geföhnt lasse ich mich von der vorbeiziehenden Landschaft unterhalten. Wir steuern unser nächstes Zwischenziel an: Berchtesgaden.

Zugegeben, das Berchtesgadener Land ist nicht das naheliegendste Zwischenziel auf einer Reise vom Allgäu an die Nordsee. Doch wir wollen nicht in den Nordwesten, ohne vorher den Südosten bereist zu haben. Nur kurz zeigt der Kompass nach Norden, dann scheint uns auch schon die noch tiefstehende Sonne in unsere Gesichter – wir drehen ab in Richtung Osten. Noch wollen wir uns von den Bergen nicht trennen. Daher beschließen wir, Deutschlands größtes Bundesland auf der West-Ost-Achse zu durchqueren. Mir gefällt dieser Plan, denn je länger wir uns im Süden aufhalten, desto gespannter erwarte ich die Regionen fernab der Berge. Wir akklimatisieren uns an den beginnenden südbayrischen Herbst und sind uns einig, dass es noch zu früh wäre, Ziele in der Oberpfalz oder in Franken anzusteuern. Große Sprünge wären, besonders zu Beginn der Reise, kaum förderlich für unser Reisevorhaben. Zu schnell würde die zurückgelegte Distanz zum ungreifbaren Konzept werden.

Schon nach einer knappen Stunde treibt uns der Hunger zum Anhalten. Unser Frühstück fiel am frühen Morgen knapp aus: Hanuta und eiskaltes Wasser. In Oberstdorf war es uns zu kalt und ungemütlich – wir wollten weiter und schieben nun das zweite Frühstück auf, bis wir auf Höhe von Kaufbeuren einen Parkplatz mit Bänken finden. Der großzügige Einkauf vom Vortag kommt uns jetzt zugute. Wir bestreichen Brot um Brot abwechselnd mit köstlichem Tomatenaufstrich und Ovomaltinecreme. Meine Stimmung hellt sich sofort auf. Ich werde nach dem Festmahl am Straßenrand deutlich entspannter. Der bereits gestern erwartete Föhnwind gewinnt an Kraft; es weht uns die Servietten weg. Zwar ist die Temperatur am

Vormittag noch immer im einstelligen Bereich, doch wir setzen unsere Hoffnung auf den Südwind. Als Zeichen unserer Zuversicht setzen wir unsere Fahrt sommerlich gekleidet fort. Als wir uns München nähern, öffnen wir die Seitenfenster und sind erstaunt über milde 17 Grad.

Die bayrische Landeshauptstadt bleibt eine Randnotiz. Die leergefegten Straßen rufen uns in Erinnerung, dass heute Wochenende ist – und Feiertag noch dazu. Auf dem Weg nach Berchtesgaden müssen wir die große Stadt durchqueren, doch zum Anhalten bewegt uns nichts. Als ich an meine früheren Fahrten nach München denke, fällt mir auf, wie nahe wir noch an unserer Heimat sind. Vom schwäbischen Zuhause eignet sich München gut für Tages- oder Wochenendausflüge. Hofbräuhaus, Marienplatz, Englischer Garten, FC Bayern – das alles lässt sich ohne Probleme nach zweieinhalb Stunden Autofahrt bestaunen. Daher kommt es mir heute ungewöhnlich vor, nach einer Zwischenübernachtung durch München zu fahren. Wir sind vor etwas mehr als vierundzwanzig Stunden aufgebrochen. In dieser Zeit hätten wir nach Schweden fahren können oder nach Süditalien. Ich habe das Gefühl, bereits weit gereist zu sein, doch in Richtung des Stadtzentrums erkenne ich die beiden Türme der Frauenkirche – wir sind unzweifelhaft erst in München. Solche Momente führen mir das Besondere dieser Reise ein ums andere Mal vor Augen. Ich habe das Gefühl, eine Fernreise zu unternehmen, bin jedoch in vertrauten Gegenden unterwegs. Diese ungewöhnliche Mischung aus Ferne und Nähe prägt die gesamte Reise, tritt aber an diesem Tag ganz besonders in den Vordergrund.

Wir lassen München zügig hinter uns und steuern in Richtung Chiemgau. Ich erinnere mich an das Schwimmen im Chiemsee und die Fahrt nach Salzburg vor zwei Jahren, an den Besuch in Rosenheim im Frühjahr, an den Urlaub in Werfenweng vor sieben Jahren. Die Straße, der wir heute bis in den äußersten Südosten des Landes folgen, ist mir wohlbekannt. Doch heute sehe ich sie aus einer anderen Perspektive. Bisher war die Strecke jedes Mal nur ein Weg, der mich an irgendwelche Ziele brachte. Heute haben wir kein wirkliches Ziel, nur eines von vielen Zwischenzielen. Obwohl wir den Chiemsee nur im Vorüberfahren erkennen, wird er zu einem der vielen Zwischenziele, genauso wie Bad Reichenhall und Berchtesgaden. Wir schauen uns keine der Städte genauer an, fahren

nur hindurch und tanken einmal kurz auf. Trotzdem habe ich das Gefühl, dort gewesen sein. Müssten wir einen Ort zu einer bestimmten Zeit erreichen, verschwämmen all die Gegenden unterwegs zu einer nichtssagenden Distanz, die es lediglich zu überwinden gälte. Der Gedanke, dass wir nirgendwo erwartet werden, dass wir hier den warmen Föhnwind genießen können, verleiht mir erwartungsfrohe Vorfreude auf all die kommenden Reisetage. Heute wird die gesamte Strecke Teil des Erlebnisses. Deswegen kommen wir nirgendwo an und sind uns doch bewusst, dass wir dort sind.

Mit der Sonne und den Temperaturen steigt auch unsere Stimmung immer weiter. Wir reden Unsinn und lachen laut darüber. Schließlich treibt uns gegen Mittag der Wunsch nach besserer Aussicht hinauf auf den Berg. Die Straße führt uns entlang des steilen Bergrückens, vorbei an Wiesen und Nadelwäldern, hinauf bis nach Obersalzberg. Der Ort empfängt uns freundlich und ruhig. Angesichts dieser Idylle ist es schwer vorstellbar, welche Grausamkeiten hier einst ausgeschmiedet wurden. Etwas planlos erkunden wir die Umgebung, gehen vorbei an zerfallenen Bunkeranlagen und blicken lange in den düsteren Eingang eines verlassenen Salzbergwerkes. Kaum hundert Meter davon entfernt, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, thront auf einer Anhöhe das Kempinski – ein Edelhotel mit Fensterfront zur Westseite: für das ultimative Panoramaerlebnis, 250 Euro aufwärts pro Nacht. Völlig unterschiedliche Welten begegnen sich am Obersalzberg. Malerische Landschaft, Luxuspendionen, zerfallene Zeugnisse des Krieges sowie mahnende Museumseinrichtungen treffen hier auf kleinstem Radius zusammen. Es fällt mir schwer, Touristenattraktionen von Aufarbeitungsversuchen zu unterscheiden. Vielleicht liegt es daran, dass wir die Gegend nur bei einem kurzen Spaziergang auf uns wirken lassen. Vielleicht hätte die Ausstellung am Erinnerungsort unser geschichtliches Bewusstsein gestärkt, doch die Wartezeit zum Einlass beträgt mehr als zwei Stunden. Die restlichen Gebäude bleiben diesen Herbst geschlossen. So wandern wir leicht desorientiert umher, bewundern zwar das Panorama (freie Sicht bis Hallein), doch werden zunehmend träge. Immer wieder treffen wir auf drei sichtlich betrunkene Männer, die ähnlich ziellos über das Gelände spazieren. Ich verstehe ihre Sprache zwar nicht, doch ich glaube, sie stellen sich dieselbe Frage wie wir: *Wohin jetzt?* Ich bin unschlüssig und ungeduldig, obwohl ich auf nichts warte. So stimme ich Christians

Vorschlag, an einen See weiter westlich im Berchtesgadener Land zu fahren, nachdrücklich zu.

Vom Obersalzberg springen wir in immer neue Landschaftsgemälde hinein. Wir erkunden den tiefen Südosten Deutschlands, fahren zunächst vorbei an schroffen Felswänden, deren Spitzen an den schnell vorüberziehenden Wolkenfetzen kratzen. Sonnenschein und Schatten wechseln im Sekundentakt, es ist windig und mild. Über dem Bergmassiv im Westen, in Richtung der österreichischen Grenze, brauen sich erste dunkle Anzeichen des auf den Föhn folgenden Regens zusammen. Das Licht ist spektakulär. Die Laubbäume leuchten in schweren Gelbtönen. Der tiefblaue Himmel bildet dazu einen unwirklichen Kontrast. Vor diesem heben sich direkt über uns blendend weiße Cumuluswolken ab, die von einer zunehmend schwarzen Wetterfront gejagt werden.

Am Ende eines spätsommerlich grünen Tales machen wir vor einer senkrecht in die Höhe ragenden Felswand Rast. Christian sitzt lässig in seinem Regiestuhl und kaut ein Ovomaltinebrot. Wir plaudern locker. Ich blicke auf das Felsmassiv und versuche, die milde, noch trockene Luft einzusaugen, als könnte ich damit den Moment verinnerlichen. Doch ich bleibe in Distanz zu den Farben, den schroffen Felsen und dem Licht- und Schattenspiel der Wolken. Alles scheint sich hinter einem unsichtbaren Schleier zu verstecken. Motive wie dieses vermute ich eher auf Postkarten oder auf Landschaftsgemälden. In der Tat kommt es mir vor, als stünden wir vor einer Leinwand, die uns die Szene präsentiert; als wären die Eindrücke lediglich Nachahmungen einer irgendwo existierenden Natur. Es liegt mir fern, dass ich inmitten eines Originals stehe, dass dieses Bild nicht irgendwo stattfindet, sondern genau hier, vermittelt nur durch meine Sinne. Es ist außergewöhnlich, die Umgebung direkt zu erleben. Die Natur um uns herum scheint der Realität enthoben. Wir sind wirklich dort, überall, erfahren es selbst und beginnen nur langsam, das auch zu begreifen.

Ein wenig später finden wir, zusammen mit zahlreichen anderen Touristen, den Hintersee. Hier erreicht uns schließlich die Regenfront. Im Biergarten eines Gasthofes beobachten wir die heranziehende Wolkenwand. Nur wenige hundert Meter von uns entfernt fallen dicke Tropfen, während wir, noch trocken, unser Hefeweizen trinken. Die plötzlichen Wetterwechsel in den Bergen faszinieren mich ein ums andere Mal. Kurz darauf fallen die ersten

Regentropfen auch in unsere Gläser. Wir wollen kein saures Bier, trinken daher schnell aus und beschließen, den See bei einem Regenspaziergang zu umrunden. Während die scheuen Feiertagsgäste in ihre Autos flüchten und schleunigst weiterziehen, bietet sich uns erneut ein bezaubernder Anblick. Der See zeigt sich im bald nachlassenden Regen in all seiner Lieblichkeit. Im smaragdgrünen Wasser spiegeln sich die umliegende Berge leicht verzerrt durch die letzten Tropfen des kurzen Schauers. Die Gipfel ragen hoch hinaus, doch die Berghänge wirken weniger einschüchternd als die steilen Felswände zuvor. Als die Szene an Schönheit kaum mehr zu überbieten ist, spannt sich im goldenen Lichteinfall der wiedergekehrten Abendsonne ein kräftiger Regenbogen über den östlichen Teil des Sees, an dessen Ufer der sogenannte Zauberwald grenzt. Der Situation ist drückend schön und aufdringlich romantisch – man möchte schnaubend den Kopf schütteln über dieses makellose Bild. Es ist kaum verwunderlich, dass der Waldweg, dem wir um den See folgen, als Malerweg bezeichnet wird. Immer wieder treffen wir auf Schautafeln am Wegesrand, die Landschaftsgemälde des 19. Jahrhunderts zeigen. Sie präsentieren eben jenes ideale Motiv, das sich uns an diesem Nachmittag in all seiner Pracht aufdrängt. Bevor uns der Anblick des Sonnenuntergangs in dieser fantastischen Idylle zu Stein verzaubern kann, ziehen wir weiter – bald wird es Abend und wir haben noch keine Übernachtungsmöglichkeit gefunden.

Als sich die Dunkelheit anbahnt, irren wir noch tief im Berchtesgadener Land umher. Wir kommen nicht weiter, denn eine Straßensperrung macht unser anvisiertes Ziel unerreichbar. Schließlich endet unsere heutige Fahrt nördlich von Bad Reichenhall, wo wir unser Nachtlager auf einem Campingplatz direkt an der Saalach aufschlagen. Auf den letzten Kilometern eines jeden Tages fühle ich mich immer träge und unmotiviert. Ich finde es schade, dass unser Reisetag zu einem Abschluss kommen muss. Am liebsten würde ich immer weiterfahren, egal ob als Fahrer oder Beifahrer. Ich weiß, dass Christian ähnlich denkt.

Am zweiten Reisetag sind wir noch gemächlich unterwegs und rasten nachts. Wir wollen unser Gefühl für die zurückgelegte Distanz nicht durch überhastetes Vorankommen verlieren. Zum zweiten Mal beginnen wir also unsere neue Abendroutine, trinken Whisky und bereiten Essen aus der Packung zu. Es gilt wieder, warm

und ordentlich zu bleiben. Wie am ersten Abend verschwinden all die Gedanken zu den Erlebnissen des Tages schnell. Dafür treten Grundbedürfnisse erneut in den Vordergrund. Besonders in solchen Momenten merke ich, dass wir unsere Reise keinesfalls als lockeren Spaziergang durch malerische Landschaften verstehen sollten. Sobald es kälter wird, blicke ich oft einfach gedankenlos vor mich hin und konzentriere mich auf nichts. Unterwegssein ist längst nicht immer inspirierend. Oft verdrängen Notwendigkeiten jegliche Inspiration. Szenen wie heute am See sind die Ausnahme. Draußen zu sein ist hart und unromantisch. Wir schlafen nicht unter Sternen, sondern erwarten einen Regenschauer (der uns dann doch um einige Kilometer verfehlt und im angrenzenden Salzburg niedergeht). Die Nächte sind feucht, unser Zelt wird nicht trocken. Es hat nur 7 Grad. Immerhin friere ich heute nicht so sehr wie gestern. Vielleicht gewöhne ich mich ja ein wenig an die veränderten Verhältnisse. Ich versuche, mich daran zu erinnern, was ich tagsüber gedacht habe, doch ich finde keinen Anschluss mehr an die Gedanken. Eine Felswand ist eine Felswand und ein See ist ein See. Wozu darüber nachdenken? Das hier – die nasse Kälte und die trägen Gedanken – ist die Realität unserer Reise, denke ich jetzt. Und doch zelten wir nur und haben zudem ein Auto. Wenn selbst das schon ungemütlich ist, wie muss es dann sein, wirklich draußen zu sein – zu Fuß und ohne jeglichen Komfort?

Das Essen und der Tullamore heitern uns auf. Direkt neben uns rauscht das Wasser der Saalach, die nur einige hundert Meter flussabwärts die deutsch-österreichische Grenze bildet und ein paar Kilometer nördlich von hier in die Salzach mündet. Ich blicke in den schwarzen Himmel und versuche, die heute zurückgelegte Strecke zu rekonstruieren: gestern Oberallgäu, heute Berchtesgadener Land. Wir sitzen uns am Campingtisch gegenüber und unterhalten uns. Manchmal sprechen wir über seriöse Themen, aber auch dazu fällt einem von uns immer eine Witzbemerkung ein. Wir müssen nicht darauf achten, wie wir miteinander sprechen. Ich glaube, durch Worte können wir uns gegenseitig kaum ernsthaft beleidigen – dafür sind wir schon zu gut und lange miteinander befreundet. Sämtliche schwachsinnige Gedanken, die wir unter normalen Bedingungen im Zaum halten würden, sprudeln in der Gegenwart des anderen ungefiltert aus uns heraus. Wir befeuern uns gegenseitig. Hin und

wieder sage ich etwas Gedankenloses und frage mich kurz darauf, warum ich es überhaupt geäußert habe. *So ein Geschwätz!*

Unsere Unterhaltungen sind geprägt von offensichtlichen Übertreibungen und überspitzten Gedankenspielen. Wir haben Spaß daran, uns auszumalen, wozu unsere absurden Ideen führen würden. In unseren Gedankenexperimenten widerfahren uns Dinge, zumeist durch Dummheit oder Rausch bedingt, die, nüchtern betrachtet, katastrophal wären. Je drastischer wir uns die Auswirkungen dieser Absurditäten vorstellen, desto mehr lachen wir darüber. Wir fragen uns scherzhaft, wie es wohl wäre, wenn wir von hier aus direkt und ohne Schlaf nach Nordnorwegen fahren würden. (Wir lachen darüber, weil wir uns noch weitestgehend ausgeschlafen fühlen. Später auf der Reise, als wir schlaflos in den Norden reisen, ist uns kaum mehr zu solchen Späßen zumute). Bevor wir schließlich vor der nächtlichen Kälte ins Zelt flüchten, amüsieren wir uns über den Gedanken, dass einer von uns nachts aus dem der Saalach zugewandten Zeltausgang steigen und in den Gebirgsfluss fallen könnte. (Nur formulieren wir den Satz derber und ersetzen das Verb durch einen wüsten Ausdruck). Die Landschaftsgemälde vom Nachmittag und die Gedanken über die Natur sind aus meinen Gedanken vertrieben. Die Leere tut mir gut. Ich denke nicht darüber nach, dass der bayrische Boden hart und meine Isomatte zu dünn ist. Ich schlafe gut in dieser zweiten Nacht – das Rauschen des Flusses ist angenehmer als das Dröhnen der Züge in Oberstdorf. Als ich aufwache, ist es bereits hell, wenngleich das Sonnenlicht unseren Zeltplatz noch nicht erreicht. Ich steige aus dem Zelt – aus der flussabgewandten Öffnung – und freue mich darauf, heute den Süden zu verlassen.

Der lange Weg zur Mitte

Der Himmel der Bayern – nur ein Plopp entfernt, verspricht der Werbespruch einer bekannten Brauerei, auf deren Bier wir auf unserer gesamten Reise schwören. Wir haben unseren Biervorrat während der letzten beiden Tage genug ploppen lassen und werden heute mit tiefblauem Bayernhimmel verwöhnt. Während der Rest des Südens und der gesamte Westen Deutschlands die Ausläufer eines Sturmtiefs zu spüren bekommen, dürfen wir uns über Sonnenschein

und milde Luft freuen. Der Morgen ist heute deutlich angenehmer als gestern. Wir teilen uns den Platz nur mit einer Handvoll anderer Gäste und können in aller Ruhe unserer Morgenroutine nachgehen. In den Sanitäreinrichtungen herrschen strenge Regeln: Nur eine Person darf die Toiletten benutzen, nur zwei Personen dürfen sich gleichzeitig im Duschraum aufhalten, Zähneputzen im Innenraum ist, aufgrund der Aerosolbildung, strikt verboten. Wer ohne Alltagsmaske hereinspaziert, der fliegt schneller vom Platz als er Pandemiegegenmaßnahme sagen kann. Der Abstand zu den anderen Gästen lässt sich leicht einhalten – am frühen Morgen ist sowieso noch niemand wach. So mache mir gar nicht erst die Mühe, nach dem Duschen mehr als nur mein Gesicht zu verhüllen. Hauptsache, die Maske sitzt.

Auch Christian hat sich bereits erfrischt – und ist spurlos verschwunden. Manchmal weiß ich nicht, ob er Scherze treibt und sich danach an meiner Verwirrung krummlacht, oder ob er etwas Ernsthaftem nachgeht. Er scheint sich bisweilen einfach in Luft auflösen zu können. Als wir vor einem Jahr in den Alpen unterwegs waren, wanderten wir beide kurz abseits und fanden uns danach eine halbe Stunde lang nicht wieder. Auch gestern verschwand Christian im Einkaufsladen in Oberstdorf kurz zwischen den Regalen. Ich stapelte in der Zwischenzeit Dosensuppen und haltbares Brot in den Einkaufswagen, bis ich ihn schließlich in der Spirituosenabteilung antraf. An diesem Morgen steht der Kofferraum des Passats weit offen, die Zeltplane trocknet in der Sonne – und Christian ist weg. Ich suche ihn nicht. Ebenso wenig würde er mich suchen. Das gefällt mir an unserer Freundschaft besonders. Wir lassen den anderen machen, in dem Glauben, dass wir schon wissen, was wir tun. Ich trockne meine nassgewordenen Schuhe in der Sonne, verstaue meinen Schlafsack im Auto und vertraue darauf, dass Christian nicht in den Fluss gefallen ist.

Eine Viertelstunde später sehe ich ihn am unteren Ende des zum Fluss geneigten Abhangs. Er steht seelenruhig vor seinem Kamerastativ und blickt flussabwärts. Er hält die Morgenstimmung in einer Langzeitbelichtung fest und strahlt dabei eine bewundernswerte Gelassenheit aus. Wie so oft auf unserer Reise erkennt er die schönsten Motive und nimmt sich die Zeit, um sie perfekt festzuhalten. Kurz betrachte ich den Fluss und seinen Fotografen, dann nehme ich mir einige Minuten Zeit, entspanne und

wärme mich vor der Weiterfahrt im Sonnenlicht. Christians Geduld überträgt sich auch etwas auf mich – und das tut mir gut.

Nach einem entspannten Vormittag verlassen wir das Berchtesgadener Land und verabschieden uns somit von den Bergen – ab jetzt blicken wir dem Flachland entgegen. Wir fließen mit dem Verkehr zunächst wieder in Richtung München, dann biegen wir auf die Autobahn 9 ein. Berlin ist bereits angeschrieben, doch unsere Route führt uns nicht direkt in die Hauptstadt, die jetzt noch wie ein weit entferntes Konzept erscheint. Zwischen uns und Berlin liegt ein großer Teil Bayerns, sowie die Länder Thüringen, Sachsen und Brandenburg (Sachsen-Anhalt durchqueren wir erst auf unserem Weg zurück in den Westen). Heute verändert sich der Rhythmus unserer Reise. Wir fahren länger und rasten zunächst kürzer. Wir lassen Ingolstadt hinter uns und erreichen 48° 80' nördliche Breite. Damit passieren wir den Breitengrad, auf dem auch unser Heimatdorf liegt. Nach unseren Erlebnissen im tiefen Süden befinden wir uns fortan nördlich unseres Zuhauses. Ich erwähne dies allerdings nicht – zu beschäftigt bin ich mit meinem zweiten Frühstück (Hanuta und Schokobons). Auf dem Beifahrersitz mache ich es mir so bequem wie möglich. Ich habe keinerlei Funktion, muss nichts machen; weder sprechen noch nachdenken. Im Beifahrerdelirium (wach, aber geistig vegetierend) zieht Nürnberg an mir vorbei, dann Bayreuth, dann ruft die Mahlzeit – und für diese haben wir einen Besuch in einem unscheinbaren oberfränkischen Dorf vorgesehen.

In Berg bei Hof ist nichts los. Weder heute noch an irgendeinem anderen Tag geschieht hier viel. Die trügerische Ruhe über dem Dorf hat sich seit meinem letzten Besuch nicht verzogen. Damals war ich zufällig, durch Hunger getrieben, in Berg gelandet. Heute kommen wir nur wegen einer unserer absurden Witzvorstellungen zurück. Bei meinem Kurzbesuch im Sommer drängte sich mir die Leblosigkeit des Dorfes auf: Ich sah kaum Menschen auf den Gehwegen und wenn, dann blickten sie verstohlen herüber zu mir und meiner Freundin. Von weitem sah ich, wie ein Mann kurz vor meinem Auto stehenblieb und ausdruckslos auf mein Kennzeichen blickte. Alles an dem verschlafenen Nest hatte den Anschein des Seltsamen. Die ausdruckslosen Gestalten schienen etwas gemeinsam zu haben. Es war, als wüssten sie in ihrer Gemeinschaft etwas, das uns, den Außenstehenden, verborgen blieb; als erwartete man uns bereits, oder als wären wir die ersten Fremden an einem

jahrelang abgeschotteten Ort. (Eigentlich ist Berg ein völlig harmloses, unscheinbares Dorf. Ich scherzte damals nur und verwendete das Erlebnis als Anlass für eine weitere übertriebene Geschichte, die ich nach meiner Rückkehr mit Christian teilte. Im Laufe der Zeit entwickelte sich daraus eine zwischen uns oft verwendete Metapher: Berg steht für das Seltsame, das Unheimliche und Undurchdringbare).

Für diesen Spaß machen wir heute einen Umweg. Wir wollen die Bergerfahrung der anderen Art erleben. Wir wissen natürlich beide, dass uns nichts Außergewöhnliches erwartet – und doch sind wir stets gut darin, unsere Geschichten aufrechtzuerhalten. Berg reiht sich ein in unsere Liste sagenumwobener Orte (wie beispielsweise die Industriestadt Nickel im Nordwesten Russlands, die wir einst von norwegischem Gebiet erfolglos auf holprigen Straßen suchten, oder Biel in der Schweiz, wo schon mancher Gast im Hanfbierrausch seinen klaren Kopf verloren haben soll). Die bloße Idee genügt, um den geringen Umweg zu fahren – für einen Scherz haben wir schon längere Strecken zurückgelegt. Zudem sind wir hungrig und müssten sowieso zur späten Mittagszeit eine Pause einlegen.

Wir freuen uns auf die Pizza und nehmen sogar feierlich im Restaurant Platz. Natürlich sind wir allein in dem runden, mit Panoramafenstern verglasten Innenraum. Von außen erinnert das Restaurant wegen seiner geringen Höhe, der Holzverkleidung und der runden Form an eine edle finnische Schwitzhütte. Im Innenraum wird für uns allein die Küche beheizt und nur zu unserer Ehre entriegelt man das Schloss der Herrentoilette. Das dreiköpfige Personal steht ganz zu unseren Diensten, als wären wir die ersten Besucher seit langer Zeit – und, wie wir vermuten, auch die letzten. Das Essen schmeckt vorzüglich. Das Bier auch.

Kurz bevor wir aufbrechen, betritt doch noch ein anderer Gast das Restaurant. Wenig später, als wir uns schon von den Mitarbeitern und dem anderen Gast verabschiedet haben, sehen wir von draußen, wie ein großer, glatzköpfiger Mann in schwarzer Kleidung aus seinem blitzsauberen Kleinwagen steigt. Auch er marschiert in das Restaurant. Auf dem linken hinteren Seitenfenster seines uralten Lada hängt, mit Saugnäpfen befestigt, ein überdimensioniertes Farbbild eines schrumpeligen Neugeborenen, eingeklemmt zwischen einem Sonnenschutz in Deutschlandfarben. Wir glauben, im Restaurant eine Unterredung zwischen dem

schwarzbekleideten Ladafahrer, dem anderen Gast und einem Mitarbeiter auszumachen. *Schauen sie uns an?* Wir lachen über diese skurrile Szene. Irgendwie ist doch alles seltsam in Berg bei Hof.

Heute fühle ich mich, als steuerten wir tatsächlich einem Ziel entgegen: Die längere Fahrt und die Mittagspause im Restaurant verleihen der Reiseetappe bisher den Anschein eines Ausfluges mit Anfang, Zwischenstrecke und Ankunft. Den Eindruck erhalte ich nicht zu Unrecht, denn bis zum Abend liegt noch eine weite Wegstrecke vor uns. Wir sind nun kaum mehr zwanzig Kilometer von der ehemaligen innerdeutschen Grenze entfernt. Genau dort wollen wir zunächst hin, denn was wäre eine Deutschlandreise ohne Spaziergang im Ex-Sperrgebiet? Für dieses Vorhaben wollen wir das geteilte Dorf Mödlareuth besuchen (das wir auch immer so nennen. Wir sprechen nie lediglich von *Mödlareuth*, sondern verwenden immer den umständlichen Titel *das geteilte Dorf Mödlareuth*). Die kurze Strecke führt uns bei Untertiefengrün und Hirschberg über die Saale, wo wir Bayern – und somit den Süden – verlassen. Nach Baden-Württemberg und Bayern betreten wir mit Thüringen erst unser drittes Bundesland. Es kommt mir vor, als wären wir schon lange unterwegs. Doch es liegen noch 13 Bundesländer vor uns. Wir halten an und gehen über die ehemals gesperrte Grenzbrücke. Es ist ruhig hier, niemand begegnet uns. Als wir ein paar Minuten später im geteilten Dorf Mödlareuth ankommen, ändert sich das Bild.

Die parkenden Autos reihen sich entlang der Grenzstraße weit hinein ins Thüringer Land. Trotzdem finden wir einen komfortablen Parkplatz direkt im Dorf – ein angenehmer Zufall, denn die Besucher strömen von allen Seiten heran. Es ist Sonntag an einem Feiertagswochenende – das hatte ich unterwegs ganz vergessen – kein Wunder, dass wir nicht allein sind. Wir stehen direkt am Tannbach, der bis zur Dorfmitte die Grenze zwischen den Ländern Thüringen und Bayern bildet. Knapp vier Jahrzehnte lang war das Dorf in Ost und West geteilt, zunächst durch einen Stacheldrahtzaun, dann, ab 1966, durch eine massive Mauer. Hier auf dem Land vermutet man eigentlich, anders als in Berlin, keine Überreste der Mauer. Doch wir stehen unmittelbar vor einem gut erhaltenen Abschnitt der Barriere, an die sich im östlichen Teil des Dorfes zwei Wachtürme anschließen. Auch die Vorrichtungen für die Leinen der Wachhunde sind noch funktionsfähig. Alles wurde erhalten oder

restauriert. Heute dient das begehbbare Mahnmal als profitable Touristenattraktion. Wir lassen die Szene kurz auf uns wirken, doch statt uns dem Besucherstrom anzuschließen, starten wir einen kurzen Erkundungsspaziergang durch beide Ortshälften.

Der bayrische Teil, jenseits des Tannbachs, liegt ruhig. Obwohl die Grenzanlage noch in Sichtweite ist, verirrt sich kaum ein Besucher hierher. Wir hören und riechen Kühe, spazieren vorbei an einigen Wohnhäusern und gelangen gleich hinter einem alten Bauernhaus an das Ortsende. Das geteilte Dorf Mödlareuth ist klein. Man muss sich gekannt haben, als damals verkündet wurde, niemand habe die Absicht, eine Mauer zu errichten. Wirtshaus und Gesangsvereinsheim liegen im Osten (heute humorvoll *zum Grenzgänger* genannt), Haus und Hof im Westen. Der kleine Bach, kaum einen Meter breit, wurde zur unüberwindbaren Grenze, trennte Länder und Ideologien voneinander, war Teil des Weltgeschehens und Ausdruck von Unmenschlichkeit und Grausamkeit. Heute plätschert der unschuldige Tannbach ruhig dahin. Es war wohl nie anders. Der Bach fließt nicht erst seit der Wende mit ruhiger Gleichmäßigkeit. Er tat es auch, als die ersten Schussanlagen installiert wurden und er tut es noch jetzt, da die Dorfbewohner seit nunmehr 30 Jahren wieder mit ebendieser ruhigen Gleichmäßigkeit, die so charakteristisch für das Dorf ist, ihrem Alltag nachgehen können. Wir überqueren den ehemals großen Graben und setzen unsere Reise in Thüringen fort.

Kurz darauf fahren wir auf einer kilometerlangen Allee in Richtung Sachsen. Christian hat sichtlich Spaß daran, seinen Wagen durch die engen Sträßchen zu jagen. Schneller als erlaubt brettern wir von Freistaat zu Freistaat. Bayern, Thüringen und Sachsen sind die einzigen drei Bundesländer, die sich auch heute noch Freistaat nennen. Wie gut, dass wir durch die unübersehbaren Willkommensschilder daran erinnert werden, dass wir hier keinem Monarchen begegnen werden. Chris gibt Gas, der Passat rauscht an den dicken, dicht hintereinander wachsenden Bäumen vorbei. Wir steuern das Erzgebirge an, wollen dort unser Nachtlager aufschlagen und am Abend für einen Besuch nach Weimar fahren.

Hier verläuft unsere Reiseroute im Zickzack. Als wir im zweiten Anlauf einen Campingplatz finden und dem Besitzer unsere Abendpläne eröffnen, schüttelt er nur den Kopf. Wir seien doch verrückt, will er uns damit signalisieren. Die Geste ist wohl nicht

komplett ungerechtfertigt, immerhin liegen zwischen Bad Schlema und Weimar 130 Kilometer. Ich biete an, auf dem Rückweg das Steuer zu übernehmen. Christian hat sich sein Bier wahrlich verdient, außerdem macht es auch mir Spaß, einmal ein leistungsstärkeres Auto zu steuern. Meines hat zwar Nostalgiecharakter, aber bei all der Fahrfreude treten bisweilen doch leichte Anzeichen von Altersschwäche auf. Von Altersschwäche sind wir selbst noch weit entfernt (obwohl ich erst vor kurzem gefragt wurde, ob wir nicht *zu alt fürs Zelten* wären). Die Nächte auf hartem Boden, das Sitzen in der Kälte, das unausgewogene Essen – nichts davon hinterlässt bislang Spuren. Ich finde uns erstaunlich fit. Auch das Zelt wird heute unter dem klaren Himmel endlich trocken. Hätte ich ein Logbuch bei mir, würde ich schreiben: 17.30 Uhr; Bad Schlema; heute 512 km zurückgelegt, 260 km vor uns; wolkenlos; alles verläuft nach Plan.

Einen Plan haben wir heute tatsächlich: Statt auf Campingstühlen vor dem Zelt zu sitzen, treffen wir am Abend auf Zivilisation. Wir wollen nach Weimar, denn unsere Abmachung lautet, dass wir jedes Bundesland besuchen und die Gegenden bestenfalls bei lokal gebrautem Bier und anderen Spezialitäten kennenlernen. Zwar haben wir am Nachmittag den südlichen Teil Thüringens gesehen, doch der erfrischende Abschluss – das Einkehren – steht noch aus. Mit der untergehenden Sonne reisen wir also zurück in westliche Richtung, bis wir, nach kurzer baustellenbedingter Irrfahrt, Sachsen wieder verlassen. Ich frage mich, ob irgendjemand vor uns einmal die Idee hatte, vom südöstlichen Bayern ins Erzgebirge zu fahren, dort einen Schlafplatz zu sichern, nur um daraufhin zum Abendessen nach Weimar aufzubrechen und am späten Abend zurück ins Erzgebirge zu kehren. Ich vermute, das ist unüblich. Wir stellen unser Vorhaben jedoch zu keiner Zeit in Frage und passen unseren Reiserhythmus an die Lage der Länder an. Bayern ist groß, also mussten wir heute lange fahren, während Mitteldeutschland uns jetzt einen schnelleren Takt vorgibt, denn hier liegen die Länder näher beieinander. Goethe wäre sicherlich erstaunt über die Möglichkeit, innerhalb weniger Stunden zwischen den Regionen hin- und herzuspringen, aber wohl auch nicht gerade glücklich darüber, dass wir seine Stadt nur für ein paar Stunden bei Nacht besuchen. (Goethe zog einige Monate nach seinem 26. Geburtstag nach Weimar. Wir, ebenfalls 26, werden die Stadt am späten Abend wieder verlassen – uns bittet kein Herzog an seinen

Hof. Allerdings haben wir es bisher auch versäumt, epochenprägende Werke zu verfassen. Zudem ist Thüringen ja ein herzogloser Freistaat. Die Chancen stehen also ohnehin schlecht!).

Hätte ich Weimar nicht bereits vor einigen Monaten besucht, würde ich mich für eine etwas ausgeprägtere Stadterkundung aussprechen. So aber steht einem Kurzaufenthalt nichts im Wege. Die Stadt wirkt leer, auch im Parkhaus des Einkaufszentrums sind wir die einzigen. Wir stellen uns mitten auf die riesige Parkfläche – und finden keinen Ausgang. Wir irren in dem mehrstöckigen Einkaufszentrum umher, dessen Läden längst geschlossen haben. Auf den Überwachungskameras sehen wir sicherlich fehlplatziert aus: Mit leicht zerzaustem Haar wandern wir warm gekleidet und mit Rucksack bepackt von Stockwerk zu Stockwerk. Das verlassene, hellbeleuchtete Shoppingparadies wirkt wie aus einer kürzlich zu Ende gegangenen Ära – zwar hochmodern, aber trotzdem nicht minder fehlplatziert als wir es sind, denn ohne Besucher scheinen die Luxusartikel, die Gewinnspielautos und die hellen Deckenscheinwerfer ohne Sinn. Weil wir weit und breit die einzigen sind, wirkt das Umherirren in den blitzsauberen Hallen und Gängen des Gebäudekomplexes wie ein postapokalyptischer Spaziergang. Von irgendwo tönt aus einem Lautsprecher Popmusik. Etwas später, nach einer weiteren Rolltreppenfahrt, stiefeln wir durch einen unscheinbaren Ausgang, der uns direkt auf eine Baustelle vor dem Gebäude führt.

Zum ersten Mal seit wir von zuhause aufgebrochen sind, stehen wir mitten in einer Stadt. Das mag klingen, als wären wir bereits lange unterwegs – und es fühlt sich auch wirklich so an. Dabei kann ich mich auf keine definitive Zeitspanne festlegen. Es ist eher ein abstraktes Gefühl, das sich nicht in Tage oder Wochen einteilen lässt. Ich denke also nicht, dass sich die Erlebnisse eines Tages über mehrere Tage erstrecken. Ich weiß, dass wir noch heute Morgen an der Saalach saßen und am Tag zuvor an der Breitach entlangwanderten. Die Tage verschwimmen nicht ineinander (noch nicht). Doch die Vielzahl dicht aufeinanderfolgender Erlebnisse und die landschaftlichen Veränderungen lassen ein abstraktes Gefühl der Zeitdehnung entstehen. Ich meine zwar, den Faktor Zeit auf der Reise in den Hintergrund stellen zu können. Doch zu sagen, ich würde mein Zeitgefühl komplett verlieren, wäre eine vorschnelle Behauptung. Tatsächlich passe ich mich schnell an das Unterwegssein

an, doch ich lege meine gewohnte Zeitwahrnehmung nicht ab. Vielmehr übertrage ich meinen alltäglichen Zeitmaßstab auf die Erlebnisse und Erfahrungen unterwegs. Auch wenn Zeit hier kaum eine Rolle spielt, messe ich das Geschehen unbewusst in gewohnten Einteilungen. Deswegen kam es mir seltsam vor, erst am zweiten Tag in München zu sein – kann ich doch die Stadt normalerweise in zweieinhalb Stunden erreichen. Aus demselben Grund fühle ich mich jetzt, als wären wir schon undefinierbar lange unterwegs. Die Wanderung in Oberstdorf, die Fahrt durch den Süden, die Erlebnisse am Obersalzberg und am Hintersee, die Reise durch Bayern, der Besuch in Mödlareuth, die Fahrt ins Erzgebirge, der Ausflug nach Weimar – allein die Aufzählung lässt einen längeren Zeitraum vermuten. Innerhalb von drei Tagen erlebe ich sonst nicht viel, setze mich an zwei Tagen in die Bibliothek und gehe am dritten Tag meinem Aushilfsjob nach. Dieser Maßstab ist wohl unterwegs für das Gefühl der Zeitdehnung verantwortlich. Jetzt passiert viel, so viel, dass ich gewöhnlich allein für die Erlebnisse der vergangenen drei Tage zwei oder drei kurze Reisen benötigen würde. Kein Wunder, dass mir die Zeitspanne zwischen Aufbruch von zuhause und Ankunft in Weimar undefinierbar lang erscheint.

Den Abend verbringen wir zu dritt – wir haben wir uns mit Marlene, meiner Freundin, verabredet, die für ein Seminar nach Weimar gekommen ist. Auch sie ist heute angereist. Wir haben uns erst vor wenigen Tagen verabschiedet und trotzdem treffen wir uns jetzt in unterschiedlicher Lage wieder. Sie wird in der Stadt bleiben, dort eine Aufgabe haben und einige Nächte in einem Hotel verbringen. Wir reisen währenddessen aufgabenlos durch das Land und verbringen unsere Abende im Freien. Einerseits beneide ich sie um ihren warmen Schlafplatz, andererseits bin ich froh, keine Verpflichtung zu haben und nicht lange an einem Ort verweilen zu müssen. Heute kreuzen sich unsere Wege für ein paar Stunden.

Die frühe Herbstnacht ist klar und kühl, daher sind wir mit einem deftigen Essen in einer warmen Stube mehr als einverstanden. Wir drehen unsere Erkundungsrunde vom Herderplatz aus und stellen fest, dass die Gassen zwar fast leer, die Restaurants aber voll sind. Thüringer Klöße bleiben uns daher verwehrt. Stattdessen bekommen wir texanische Burger aufgetischt (zwar nicht regional, aber köstlich – eine willkommene Abwechslung zu meinen

Doseneintöpfen). Für das authentische Erlebnis sorgt ein Köstritzer Schwarzbier. Wir plaudern locker, Christian und ich erzählen von unserer Reise, aber ich merke, dass es kaum möglich ist, den besonderen Charakter unseres Vorhabens in einem Gespräch zu vermitteln. Ich spreche gerne über unsere Erlebnisse, finde aber nicht die Möglichkeit, die Reise in ihrer Vollständigkeit darzustellen. Oft greife ich den Gedanken wieder auf: Wie kann ich etwas in einer zufriedenstellenden Gesamtheit darstellen? Ich denke nie zu Ende. Selbst wenn ich tagsüber beginne, über eine Lösung nachzudenken, kann ich weder am Abend noch am nächsten Tag daran anknüpfen. Was ich gedacht habe, ist dann entweder vergessen, oder es macht für mich keinen Sinn mehr. Dann beginne ich von neuem, will alles an einem Stück, am besten gleichzeitig, erfassen. Mal erscheint mir ein gewisser Zusammenhang logisch, aber im anderen Moment kommt ein anderer Aspekt hinzu und das Muster bricht. So entstehen immer andere Ansätze, neu oder hastig überarbeitet. Sobald ich etwas vollständig aus jeder möglichen Perspektive erfassen will, füge ich nur immer neue Gedanken hinzu und scheitere an dem Versuch, sie in einen Gesamtsinn einzuordnen. Dadurch springe ich nur von Fragment zu Fragment – ohne einen zufriedenstellenden Abschluss zu finden.

Solche Gedanken formuliere ich erst lange nach unserem Abend in Weimar aus. Oft kommt unterwegs nur ein kaum erfassbares Gefühl auf, verbunden mit dem Wunsch, die Reise nicht nur zu erleben, sondern auch in irgendeiner Form darzustellen. Erst auf unserer letzten Etappe greife ich das Thema wieder auf, hinterfrage den Sinn eines übergeordneten Zusammenhangs, ordne Gedanken neu, mache sie dadurch aber nur komplizierter. Als wir im Restaurant sitzen, spielt all das keine Rolle. Ich bin mit Gesellschaft, Wärme, Essen und Getränk zufrieden. So sitzen wir noch eine Weile zusammen, während sich das Restaurant langsam leert. Aber auch wir denken bald ans Aufbrechen. So verabschieden wir uns von Marlene und starten unsere Nachtfahrt nach Osten. Unterwegs sinkt die Temperatur stetig. Bei Jena sind es noch 8 Grad, als Gera an uns vorbeizieht noch 7. Sachsen empfängt uns bei 6 Grad. Als wir kurz nach Mitternacht unsere Campingwiese im Erzgebirge erreichen, zeigt das Thermometer nur 4,5 Grad. Doch auch in dieser kalten Nacht schlafe ich gut. Das vorzügliche Essen und die Wärme im Restaurant haben mich in eine angenehme Trägheit versetzt. Seit

heute Morgen haben wir etwas mehr als 770 Kilometer zurückgelegt. Morgen wollen wir die Reise gemächlicher fortsetzen. Einen festen Plan haben wir nicht, aber wir wollen weit hinaus in den sächsischen Osten – bis zur Neiße soll es gehen.

Hinaus zum Ostzipfel

Als wir nach einem ruhigen Vormittag und einem erneut spärlichen Frühstück wieder unterwegs sind, fallen mir zwei Dinge auf: Sachsen ist größer als man denkt und ich fühle mich seltsam fremd. Nach zwei Stunden Fahrt haben wir Chemnitz und Dresden hinter uns gelassen. Kurz nach Bautzen biegen wir in südliche Richtung ab. Am Morgen haben wir nach einem kurzen Blick auf die Landkarte entschieden, nicht direkt zum östlichsten Punkt Deutschlands zu fahren, sondern einen Abstecher nach Zittau und zum Dreiländereck zwischen Polen, Tschechien und Deutschland zu machen. Jetzt passieren wir die Dörfer Großschweidnitz, Niedercunnersdorf und Oberoderwitz. In der Ferne erscheinen in diesiger Entfernung die Hügel des tschechischen Isergebirges. Es ist still auf dem Land. Es verwundert mich nicht, dass ich mich weit entfernt von zuhause fühle, denn wir nähern uns der Grenze und somit einem der östlichen Endpunkte dieser Reise. Auch hier geht es nicht weiter – nach Tschechien dürfen wir nicht einreisen. Polen ist noch frei zugänglich, doch wir wollen nur für einen kurzen Abstecher in das Nachbarland fahren und dabei immer westlich des östlichsten Punkt Deutschlands bleiben. All das lässt allerdings nicht auf das subtile Gefühl schließen, das mich hier begleitet. Entfernung und Fremde sind unterschiedliche Konzepte. Man kann sich in großer Entfernung ebenso heimisch fühlen, wie man sich in der Heimat fremd fühlen kann. Ich nehme das Gefühl nicht als negativ wahr und spüre keine Abneigung gegen etwas Bestimmtes. Vielmehr führt dieses Gefühl zu einer leicht unsicheren, kulturell bedingten Zurückhaltung.

Schon gestern habe ich bemerkt, dass im Erzgebirgskreis eine andere Stimmung herrscht als im Südwesten. Das ist kaum verwunderlich – jede Region entwickelt ihre eigenen Traditionen und Eigenheiten. Auch die bayrische Kultur unterscheidet sich von der schwäbischen – und doch habe ich im Süden weniger über Unterschiede nachgedacht; wahrscheinlich, weil ich den Süden

Bayerns bisher deutlich öfter besucht habe als die meisten Regionen in Sachsen. Im Erzgebirge fielen uns sofort die Zeichen der Heimatverbundenheit auf. Der bergmännische Begrüßungsruf *Glück auf* begegnete uns gestern überall: an Ortseingängen, auf Plakaten am Straßenrand, auf Heckscheiben der Autos, deren Kennzeichen passenderweise mit den Buchstaben ERZ beginnen. Schlägel und Eisen, an den Erzabbau erinnernd, zieren Wappen, Fahnen und Gemeindehäuser. Der lilafarbene Schriftzug *Erzgebirge* prangt an Pfeilern, Mauern und auf der Rückseite vieler Verkehrsschilder. Rund um Aue *regiert der FC Erzgebirge*, wie uns mehrere Graffitis aufklärten. Der Erzgebirgsstolz fällt mir sicherlich auch deshalb auf, da er stark nach außen getragen wird. Auch mancher Schwabe grenzt sich stolz von den Gebieten westlich des Neckars ab, doch geschieht das eher im Privaten, abgesehen von den Prügeleien nach Fußballspielen und den Graffitis, die auch im Süden zeigen, welcher Verein wo *regiert*. Außerhalb des Neckarstadions gibt man jedoch nicht brüllend preis, dass man Schwabe ist. Ebenso wenig hisst man ein württembergisches Fähnchen in seinem Garten. Man ist Schwabe, man spricht schwäbisch, aber man hält sich bedeckt (oder zeigt sich durch Taten der schwäbischen Tradition zugehörig: zum Beispiel ein Mal im Jahr beim Daimler am Band arbeiten; aufmerksame Treppenhauspflege; ungeduldig auf den dritten Sonntag des Monats warten, um zum Wertstoffhof zu fahren). Im Erzgebirge dagegen wird die Nähe zur Heimat offensiver bekundet. Die Schriftzüge, Aufkleber und Zeichen sprangen mir ins Auge, störten mich aber nicht (immerhin konnten wir dadurch nicht vergessen, wo wir waren). Dennoch trägt diese offene Bekundung zur Heimat zu meiner eher zurückhaltenden Stimmung bei – es ist eben anders als zuhause.

Wir begegnen keinen unfreundlichen Menschen, erfahren keine Missbilligungen und fühlen uns insgesamt nicht unwohl. Doch die Kommunikation verläuft anders als bisher auf unserer Reise. Wir müssen uns klarer ausdrücken, andernfalls riskieren wir Missverständnisse (oder gar Unverständnis). Wir merken, dass die Ortsansässigen Ähnliches über uns denken. Als wir beispielsweise vor unserer Fahrt nach Weimar auf der Suche nach einer Überachtungsmöglichkeit einen Campingplatz ansteuerten, wies man uns zurück (mit der Begründung, der Besitzer habe angeordnet, keine Gäste mehr aufzunehmen). Man nannte uns schnell eine Alternative, die für uns jedoch in den Eigenheiten des erzgebirgischen Dialekts

verloren ging. Unsere verdutzten Gesichtsausdrücke müssen Bände gesprochen haben, denn die Frau hielt kurz inne und wiederholte ihre Worte übertrieben deutlich, so wie man mit Fremden und Sprachanfängern spricht. Nach *Sil-ber-bach* sollten wir suchen, sagte sie uns, und legte dabei nach jeder Silbe eine kurze Sprechpause ein, wobei sie die zweite Silbe, *ber*, in ihrem Bemühen, Hochdeutsch zu sprechen, zu einem kurzen *ba* werden ließ. Diese Aussage prägte sich ein. Unterwegs werfen wir uns hin und wieder gegenseitig ein gedehntes, bis zur Aggression überdeutlich formuliertes *Sil-ba-bach* an den Kopf.

Auch zuvor im geteilten Dorf Mödlareuth erntete ich, ebenfalls sprachlich bedingt, verdutzte Blicke. Als ich zwei ältere Besucher nämlich dabei beobachtete, wie sie vergebens versuchten, durch eine Gittertür im Zaun das Tickethaus zu umgehen, um ohne zu bezahlen in den Besucherpark der Grenzstation zu gelangen, lächelte ich sie freundlich an und versuchte, teilnahmsvoll etwas wie *ach, das wäre ja nur zu schön gewesen, nicht wahr?* zu sagen. Leider gelang mir das Lächeln nicht besonders gut, ich grinste wohl etwas hämisch. Außerdem bin ich es in meinem Umfeld gewohnt, mit älteren Menschen breiten Dialekt zu sprechen, in der Annahme, Schwäbisch sei in der Generation meiner Großeltern verbreiteter als unter jüngeren Leuten. Auch in Mödlareuth konnte ich mit astreinem Dialekt glänzen, vergaß lediglich für einen kurzen Augenblick, dass nicht alle alten Menschen in Deutschland Schwaben sind. Weder das kurze *Ha* zum Einstieg noch die Umwandlung von *schön* zu *schee* noch das abschließende *gell?* konnten irgendeine Form von Verständnis erzeugen. Die beiden lächelten nur sichtlich bemüht und gingen zügig ihres Weges. Hätte ich doch nur auch meine Silben in übertriebener Deutlichkeit getrennt!

Ähnliches widerfährt uns, als wir am Nachmittag Zittau erreicht haben. Wir wollen in einem Einkaufsladen am Ortsrand unser Dosenpfand einlösen, finden aber im Eingangsbereich keinen Automaten. Weil wir nicht etwa in den Laden gehen wollen, nur um herauszufinden, dass keine bayrischen Bierdosen angenommen werden, fragt Christian vorsichtshalber bei einer Bäckerei am Eingang nach. Die Verkäuferin ist verblüfft. Wir wollen nur wissen, ob man im Laden Pfand abgeben kann (zugegeben, die Ladenbäckerei ist dafür nicht die richtige Anlaufstelle, aber ein Versuch ist es wohl wert). Christian wiederholt die Anfrage. Da lockern sich die

Gesichtszüge der Frau: *Nü kloor* (na klar) ist die Antwort. *Ab dangge* (ah, danke) erwidert Christian. Der Rest des Einkaufserlebnisses verläuft ohne sprachbedingte Zwischenfälle.

Diese Vorkommnisse sind lustig, doch sie bestärken auch meine leicht zurückhaltende Position. Ich genieße das Unterwegssein anders als sonst, überlege länger, ehe ich spreche und versuche, meine Sätze klarer zu formulieren, was vielleicht gar nicht nötig wäre. Darüber habe ich bisher nie nachgedacht, obwohl ich nicht zum ersten Mal in diesen Gegenden unterwegs bin. Wieder zeigt die Reise ihre Besonderheit: Sie bringt Gedanken hervor, die sich mir ohne die festgelegten Grenzen kaum eröffnen würden. Wären wir am selben Ort nur auf der Durchreise in ein anderes Land, oder befänden wir uns auf der Rückreise aus fernerer Gebieten, kämen mir das Erzgebirge, die sächsischen Dörfer und die Stadt Zittau im Kontrast heimisch vor. Doch als wir in Zittau, nahe des Dreiländerecks, zu Mittag essen, betrachte ich die Stadt als das, was sie auf der Reise für uns darstellt: ein Wendepunkt. Ab hier fahren wir nur noch eine kurze Strecke in nordöstliche Richtung, dann schlagen wir den langen Weg in den Nordwesten ein.

Zunächst befreien wir uns nach dem Mittagessen von unserer Atemmaske (sächsisch: *Schnudndeggel*), spazieren dann über den Zittauer Marktplatz und suchen die Lausitzer Neiße. Die Luft ist mild und gesättigt, Regen kündigt sich an. Mit den ersten Tropfen überqueren wir direkt nach dem Ortsausgang den Fluss und fahren ein paar hundert Meter auf einer polnischen Straße weiter. Eine Minute später verpassen wir die Kreuzung zum Dreiländereck und stehen plötzlich fünfzig Meter hinter der tschechischen Grenze. Eigentlich sollten wir nicht einreisen – aber niemand will etwas von uns wissen. *Hat keiner gesehen*, denken wir, drehen unauffällig um und holpern wieder über den Ullersbach hinüber nach Polen. Dieses Mal biegen wir richtig ab. Ein schmaler Feldweg bringt uns direkt zur *Trojmezi*. Die tschechische Bezeichnung für *Dreiländereck* kommt mir noch bekannt vor. Erst zwei Wochen zuvor wanderte ich am südwestlichen Eck Tschechiens an der Grenze zu Deutschland und Österreich. Ich rufe mir dieses Erlebnis wieder in Erinnerung und versuche, mir die Entfernung zwischen diesem und jenem Dreiländerpunkt bewusst zu machen.

Leider kommen die drei Länder hier in der Flussmitte zusammen. Wir können also nicht um die Ländergrenzen tanzen.

Trotzdem erkunden wir die unmittelbare Gegend, lesen im mittlerweile strömendem Regen Infotafeln und hüpfen über den schmalen Grenzbach von Polen nach Tschechien. Ein paar Meter weiter fließt der Ullersbach in die Neiße. Auf der Wiese jenseits des Flusses beginnt und endet Deutschland. Drei schlaffe Fahnen markieren die drei Länder. Es ist ruhig, nur die Regentropfen fallen plätschernd in den Fluss. Wir spazieren noch ein paar Minuten umher, dann fahren wir weiter entlang der Neiße in nördliche Richtung.

Wir folgen einer der schmalen, reparaturbedürftigen Straßen am östlichen Neißeufer. Nach einigen Kilometern gelangen wir in das polnische Dorf Trzciniec. Hier sehen wir alles, was man in einem Dorf vermutet: einen Einkaufsladen, eine Pizzeria, einen kleinen Friedhof zwischen Wohnsiedlungen. Einen Bahnhof soll es laut Beschilderung auch geben. Trzciniec bietet uns jedoch noch mehr: einen beeindruckenden Anblick auf fünf enorme Kühltürme. Direkt am Dorfrand liegt das Braunkohlekraftwerk Turów. Die runden Türme – unten breit, mit schlankerer Taille, zum oberen Rand hin breit auslaufend – hinterlassen weithin graue Rauchsäulen, die vom Wind abgetrieben werden und sich in einigen hundert Metern Höhe mit der geschlossenen Wolkendecke vermischen. Die Häuser reihen sich bis unmittelbar vor das Gelände des Kraftwerks. Wie Spielzeug wirken die Wohngebäude – um mehr als das Zehnfache überragt von fünf dampfenden Betonriesen. Jemand fand es wohl angemessen, einem davon eine Kinderzeichnung zu verpassen: Von dem Kühlturm im Vordergrund lacht uns eine große gelbe Sonne mit langen Strahlen vor abwechselnd hell- und dunkelblauem Hintergrund entgegen. Der echte Himmel ist hellgrau. Davor ziehen dunkelgraue Dampfschwaden vorüber. Die Sonne scheint woanders, wahrscheinlich weit entfernt von Trzciniec. *Krank*, lautet unser knappes Fazit. Wir wollen weiter, dorthin, wo in Deutschland die Sonne morgens zuerst scheint: ganz in den Osten.

Der Ostpunkt ist deutlich leichter zu erreichen als die Südspitze. Suchen müssen wir den Grenzpunkt trotzdem. Um sicherzugehen, dass wir auf polnischer Seite nicht weiter in den Osten geraten als geplant, überqueren wir bei Görlitz wieder die Grenze, fahren aber weiterhin nordwärts an der Neiße entlang. Die flache Gegend ist dünn besiedelt, die Straßen wenig befahren. Links erstrecken sich weite Felder, rechts enden die Wiesen und Äcker mit

Bäumen und Sträuchern bewachsen am Flussufer. Einzelne Dörfer ziehen an uns vorbei, die im Herbstwetter allesamt verschlafen wirken. Als wir Deschka hinter uns lassen, halten wir Ausschau: Irgendwo zwischen hier und Zentendorf mäandert der Fluss und bildet dabei eine Schleife, an deren größter Ausdehnung Deutschland so weit in den Osten ragt wie sonst nirgendwo. Ein kleines Schild verrät uns, dass wir auf dem richtigen Weg sind. In Zentendorf biegen wir ostwärts ab und folgen einer schmalen Straße, die uns näher an den Fluss und gleichzeitig wieder etwas südlich leitet. Dann wird aus einer asphaltierten Dorfstraße ein Schotterweg. Aus dem Schotterweg wird ein Feldweg, aus diesem wird ein Acker. Das Auto bringt uns hier nicht weiter. Ich wechsele zu festerem Schuhwerk, dann stapfen wir los. Touristenverkehr herrscht am östlichsten Punkt wohl nur wenig. Weit und breit sind wir die einzigen Besucher. Mittlerweile müssten wir die beiden am östlichsten positionierten Menschen des Landes sein. Es sollte eine Auszeichnung dafür geben, alle Extrempunkte innerhalb kurzer Zeit besucht zu haben – doch niemand erwartet uns am Checkpunkt; Belohnung gibt es keine.

Den Endpunkt finden wir schließlich, nach einer kurzen Wanderung, markiert durch einen kleinen Unterstand. Als wir näherkommen, erkennen wir den Sinn der Vorrichtung: In einem Holzkasten befindet sich ein Gästebuch, in das sich jeder eintragen kann, der sich an den Ostzipfel verliert – daher auch *Zipfelbuch* genannt. Eine schöne Idee, finden wir, und verewigen uns mit Vergnügen (wobei leider kaum von *verewigen* zu sprechen ist, denn das Buch wurde bereits mehrfach von zerstörungswütigen Leuten zerrissen. Ich finde es schade, dass selbst ein netter Aufruf eine solche Wut auf sich ziehen kann. Wer hat bloß etwas gegen das Buch? Jemand, der den Ostpunkt des Landes gerne weiter im Osten wüsste?).

Einige Schritte entfernt wird das Gelände zunehmend schlammig und fällt im letzten Meter steil zum Flussufer hin ab. Der östlichste Punkt wird durch den Regen zur heiklen Rutschpartie. Wir bleiben am oberen Ende der Flussböschung, wo wir einen festen Stand und eine gute Sicht auf die Markierung haben. An einem auf den Fluss ragenden Baumstamm wurde ein Schild angebracht, das auf den östlichsten Punkt verweist. Wir befinden uns weiter östlich als die Städte Stettin, Prag und Ljubljana – und doch stehen wir innerhalb Deutschlands. Der ruhige, unspektakuläre Moment eignet sich

optimal dazu, die Dimension der Reise – und damit auch des Landes – zu erfassen. Ich denke zurück an die Berge bei Oberstdorf und an alles, was wir inzwischen erlebt haben. Die Dimension ist keine Kilometeranzahl, sondern eine erlebte Strecke, eine Abfolge von Bergen, Orten, Städten, Autobahnen, Landstraßen, Empfindungen, Gesprächen und Gedanken. Vor einigen Tagen war unsere Reise ausschließlich geprägt von den Erlebnissen im Allgäu. Nun mischt schon mehr mit. Das Zusammenspiel aus all den Eindrücken seit unserem Aufbruch wird mit jedem zurückgelegten Kilometer, mit jedem durchholpterten Schlagloch, mit jedem Augenblick reicher – so reich, dass ich fürchte, irgendwann Details zu vermischen oder ganz zu verlieren. Tatsächlich wird sich unser Reiserhythmus bald nicht mehr nach Tages- oder Nachtzeiten richten. Einzelne Reisetage lassen sich dann kaum mehr voneinander trennen. Dennoch kann ich jedes Erlebnis an einen gewissen Ort binden und dadurch sicherstellen, dass alles miteinander in Verbindung bleibt, ohne ineinander überzugehen.

Kaum haben wir uns ein paar Schritte vom Flussufer entfernt, richtet sich unser Blick nach Norden. Für heute haben wir keine Pläne mehr. Es steht also noch nicht fest, wo wir den Tag beenden werden. Dementsprechend stehen wir etwas träge vor einer Entscheidung: Es ist spät am Nachmittag, das Wetter in der Gegend verspricht nicht viel. Trotzdem sollten wir uns nach einer Übernachtungsmöglichkeit umsehen. Wir sitzen im Auto, geparkt zwischen Äckern, und beraten uns kurz. Sollen wir nach Berlin fahren? In zweieinhalb Stunden wären wir dort – doch was dann? Wir würden einen großen Teil Brandenburgs bei Dunkelheit durchqueren, hätten danach vielleicht das Gefühl, zu hastig gereist zu sein. Zudem hören wir in den Nachrichten, dass das Virus vier Bezirke der Hauptstadt im Griff hält. Die ersten Risikogebiete innerhalb Deutschlands werden ausgerufen: Friedrichshain-Kreuzberg, Mitte, Neukölln, Tempelhof-Schöneberg – alle Bezirke liegen in Berlin. Niemand hält uns auf. Berlin ist frei zugänglich. Doch lassen wir unsere Kontaktdaten dort, wird uns später die Einreise nach Schleswig-Holstein verwehrt. Jedes Bundesland beginnt, eigene Regeln zu erlassen und Maßnahmen einzuleiten. Noch können wir uns quasi frei innerhalb des Landes bewegen, doch wir haben die Ahnung, dass sich das in den kommenden Tagen ändern könnte.

Wir entscheiden uns zunächst gegen eine Weiterfahrt nach Berlin. Wir wollen unsere Reise nicht überhastet und unüberlegt fortsetzen. Stattdessen setzen wir auf unser bewährtes Vorgehen, was so viel heißt wie: eine grobe Richtung einschlagen und die Möglichkeiten abwarten. Der Start gestaltet sich jedoch zäh: Der Feldweg, auf dem wir hergekommen sind, hat sich durch das Regenwasser innerhalb kurzer Zeit zu einem schlammigen Brei mit tiefen Pfützen verwandelt. Eben dachten wir noch an Berlin, jetzt gilt es, nicht schon in Zentendorf stecken zu bleiben. Der Passat rutscht spürbar, erreicht aber unbeschadet den Schotterweg zurück ins Dorf. Dort biegen wir wieder auf die Hauptstraße und verlassen das östlichste Dorf Deutschlands.

Während der nächsten halben Stunde bleiben wir schweigsam. Ich fühle mich zwar nicht unwohl, und bin mir überdies sicher, dass es Christian ähnlich geht, aber wir zeigen uns oft dann von unserer nachdenklicheren Seite, wenn wir uns vor einer noch ungeklärten Situation befinden – so wie jetzt, da wir plan- und orientierungslos in Richtung Brandenburg unterwegs sind. Fassen wir hingegen einen Plan, steigt die Stimmung schnell. Dann macht einer von uns einen Scherz oder kommentiert die Entscheidung mit einem unernsten Zitat. Oft verleitet ein guter Plan den Beifahrer dazu, sich kurz nach hinten zu recken, um von der Rückbank ein Dosenbier zu schnappen. Obwohl wir auf unserer Reise nach wie vor kein festes Ziel haben, sorgt ein guter Plan für Sicherheit und Lockerheit. Die Stimmungsänderung geschieht zumeist unbemerkt – und doch wird die Dynamik zwischen uns bisweilen von äußeren Umständen gelenkt. Nun bahnt sich die Dämmerung an und wir wissen noch nicht, wie weit wir noch fahren. Unsere Laune ist deswegen nicht schlecht, aber ich halte mich lieber zurück.

Eine Straßensperrung in einem kleinen, aber weitläufigen Dorf nahe der Grenze zwingt uns auf einen Umweg. Passend zu unserem latenten Gefühl der Orientierungslosigkeit verfahren wir uns – mit der Konsequenz, dass wir kurz darauf in der einbrechenden Dunkelheit eine weiß-rote Fahne wehen sehen. Unsere Irrfahrt führt uns über die Staatsgrenze. Wir korrigieren den Fehler und erreichen nach wenigen Kilometern das schöne Bad Muskau. Hier werden wir von warmer, orangefarbener Straßenbeleuchtung durch die Ortschaft geleitet. Einladend reihen sich Gaststätten und Geschäfte aneinander.

Im Hintergrund leuchtet Schloss Muskau mit all seinen Verzierungen und schmuckhaften Turmhauben. Der Anblick verleitet zu einem Nachspaziergang um den Schlossteich, doch wir denken nicht ernsthaft darüber nach. Wir sind nur auf der Durchfahrt – und gerade darin liegt die Schönheit des Ortes. Bis vor wenigen Minuten wussten wir noch nichts über die Kleinstadt. Zufällig führt unser Weg hindurch und wird durch diesen Zufall verschönert. Doch so plötzlich wie wir gekommen sind, verlassen wir dann Bad Muskau wieder und befinden uns weiterhin auf der Suche nach einem Zeltplatz.

Kurz darauf empfängt uns das nächste Bundesland: Brandenburg. Wir steuern zunächst die westlich von uns gelegene Kleinstadt Spremberg an. Nach einem Tankstopp versuchen wir unser Glück im Lausitzer Seenland und hoffen, dass wir unser Zelt trotz später Stunde noch auf einem ruhigen Platz aufbauen können. Am Gräbendorfer See, knapp dreißig Kilometer nordwestlich von Spremberg, soll es zwei Campingplätze geben. Den einen finden wir in der Dunkelheit nicht, für den anderen scheinen wir zu spät zu sein. Eine Schranke trennt uns von dem Gelände am See, nirgendwo brennt Licht, es ist komplett still um uns herum. Doch wir wollen nicht umkehren. Christian wählt die Nummer der Rezeption und holt den Besitzer aus dem Feierabend. Nur ein wenig Geduld, beteuert man am anderen Ende der Leitung, man komme zu uns und öffne uns die Schranke. Glücklicherweise ist der Anfahrtsweg des Campingplatzbesitzers nicht unangenehm lange: Auf dem Gelände direkt vor uns öffnet sich eine Wohnwagentür. Man heißt uns willkommen und lässt uns passieren.

Auf der schwach beleuchteten Wiese erkennen wir kaum die Umrisse des zu Scherzen aufgelegten Mannes. Ich wundere mich etwas über seinen starken sächsischen Dialekt, den ich mir schließlich mit der Vermutung erkläre, dass im Süden Brandenburgs noch eher Sächsisch als Berlinerisch gesprochen wird. Ich verwerfe diesen Gedanken allerdings schnell, denn als könnte er meine Verwunderung wahrnehmen, erzählt er uns von seiner Heimatstadt Dresden. Im Gegenzug (als hätten wir uns offen nach seiner Herkunft erkundigt) ordnet er uns aufgrund unseres Dialekts dem badischen Raum zu. Wir erklären ihm, dass wir Schwaben sind. Da freut er sich. Er bekomme ja so viel Zuspruch aus dem Schwabenland, teilt er uns mit. Ständig erhalte er Postkarten von

dankbaren Stuttgartern. Wir erkundigen uns nach dem Grund. Das sei ja logisch, sagt er ernst. Die Schwaben seien dankbar, dass ihr Dialekt seit der Wiedervereinigung nicht mehr als der schlimmste des ganzen Landes gelte – dieser Titel gebühre jetzt den Sachsen! Wir würdigen den Witz mit höflichem Lachen. Ich versuche, irgendetwas zu erwidern, das auf einen ähnlichen Humor abzielt. Eigentlich bin ich zu müde und hungrig für eine Plauderrunde im Dunkeln, will aber nicht wortkarg wirken – immerhin sind wir lange nach Platzschließung aufgekreuzt und wurden trotzdem aufgenommen. Nur fünfzehn Euro verlangt er für den Stellplatz mit Seeblick. Wir geben ihm zwanzig, aber er ist nicht glücklich über die Aussicht, in seinen Wohnwagen zurückspazieren zu müssen, um Rückgeld zu holen. Ich strecke ihm einen Zehner entgegen. *Passt auch*, sagt er, als wären wir alte Kumpel, steckt das Geld in seine Hosentasche und verabschiedet sich in die gute Nacht. Jetzt haben wir wieder einen sicheren Plan für den Abend und zudem noch Geld gespart (das freut den Schwaben). Als unser Zelt steht, holen wir uns beide ein Bier von der Rückbank und beginnen, unser Abendessen am Seeufer zuzubereiten.

Mittlerweile haben wir aufgehört, über die unangenehme Kälte am Abend zu sprechen. *Es ist kalt heute* wird zu einer unnötigen Aussage – wir wissen beide, dass wir frieren. Wenn wir es dem anderen mitteilen, wird uns davon nicht wärmer. Eigentlich verwende ich solche Phrasen regelmäßig. Manchmal stelle ich fest, dass das Wetter nicht übel ist, oder dass es angenehm warm ist, oder eben, dass es kalt wird. Häufig will ich damit nur Gesprächspausen überbrücken und meinem Gegenüber ein zustimmendes *Mhm* entlocken. Manchmal fällt mir gar nicht auf, dass ich in Floskeln spreche. Ich bemerke es erst im Laufe der Reise, als mir bewusst wird, dass ich diese Gewohnheit langsam ablege. Gesprächspausen spielen sowieso keine Rolle. Wir könnten auch stumm nebeneinandersitzen und in unser brodelndes Essen starren – niemandem wäre die Stille unangenehm. Mir ist also kalt, doch ich fühle mich nicht mitteilungsbedürftig.

Wir finden einen Picknickplatz am dunklen Seeufer und breiten unser Zubehör, mit Taschen- und Stirnlampe beleuchtet, auf dem überdachten Holztisch aus. Links von uns liegt der See, den wir als flache, schwarze Fläche erkennen. Hinter uns zeichnen sich die Umrisse eines Wäldchens ab, rechts von uns liegt der Campingplatz,

immer dann spärlich beleuchtet, wenn einer der wenigen Besucher oder ein Tier den Bewegungsmelder der Rezeptionslampe auslöst. Während ich esse, wird mein Kopf zunehmend schwer. Wahrscheinlich ermüdet mich der Gedanke, dass wir gleich Töpfe und Besteck mit kaltem Wasser abwaschen, alles ordnen und wieder verstauen müssen. Allerdings erkläre ich mich trotz schwindender Motivation bereit, Küchendienst zu schieben, denn Christian hat inzwischen die Entstehung eines beeindruckenden Fotomotivs bemerkt: Ein rötlicher Schleier am Horizont kündigt den Mondaufgang an, der, zusammen mit den Spiegelungen im See, ein vielversprechendes Schauspiel zu werden scheint. Also huscht Christian los und baut sein Kamerastativ auf, während ich in einen Kampf mit dem viel zu harten Wasserstrahl am Spülbecken gerate. Aber es lohnt sich, denn es wäre schade, wenn dieser Moment nur wegen des Abwaschens nicht festgehalten werden könnte.

Ein wenig später spaziere ich genau zum richtigen Moment an den Strand. Knapp über dem Horizont erscheint der leicht abnehmende Mond in kräftigem Orange, lässt die Wolkenschleier gelblich leuchten und verwandelt die leblose schwarze Fläche vor uns in einen glatten, von Schilf umgebenen See. Die Umgebung wirkt freundlicher und wärmer als zuvor, als hätte der aufsteigende Mond eine besänftigende Wirkung auf die eben noch verborgene Landschaft. Das Wasser schwappt leise gegen das Ufer. Hin und wieder knistert das Schilf in einem sanften Windhauch. All das nahm ich zuvor nicht wahr. Ich erinnere mich weder an die Geräusche noch an die leisen Luftbewegungen. Es kommt mir vor, als nähme die Umgebung um mich herum erst jetzt Form und Charakter an. Doch die Faszination währt nicht. Je höher der helle Fleck steigt, desto weniger belebt er die Landschaft. Bald wandelt sich der rötliche Schein ohne einen wahrnehmbaren Zwischenschritt in ein kaltes Weiß. Der See liegt kühl vor mir, der Sand leuchtet hell unter mir. Das kurze Erwachen ist vorüber, bald gefriert die Landschaft unter silbernem Licht. Wir ziehen uns zurück. Einmal blicke ich noch über meine Schulter hinunter zum eisigen See, dann beginnt die letzte ruhige Nacht im Zelt.

Kursänderung

Als wir aufwachen, ahnen wir nicht, dass wir heute zum letzten Mal auf unserer Reise aus dem Zelt steigen werden. Wüssten wir es, würden wir uns wohl große Sorgen darüber machen, was noch kommen mag – es ist erst unser fünfter Tag, wir sind erst in Brandenburg, waren weder im Norden noch im Westen, haben also noch viel vor uns. Trinken wir zu viel Kaffee und fahren die nächsten vier Tage durch? Werden wir im Risikogebiet Berlin-Mitte verhaftet? Haben wir keine Lust mehr und kehren um? Zum Glück ahnen wir nicht, dass unser Zelt nun ausgedient hat, sonst wären das die Fragen, die wir uns stellen würden. So aber verbringen wir einen angenehm sonnigen Morgen mit Seepanorama. Vier Minuten, die sich eher anfühlen wie 90 Sekunden, läuft das warme Wasser in der Dusche. Es reicht, um halbwegs frisch zu werden. Frühstück gibt es im Kofferraum: ein buntes, hartgekochtes Ei; ein Brot; ein Hanuta; dazu naturgekühltes (also eiskaltes) Wasser. Dann verlassen wir den Gräbendorfer See. Schön war es hier. Unser nächster Halt soll Berlin sein, nur wissen wir noch immer nicht, welcher Stadtteil sich für unseren Besuch am besten eignet.

Während wir auf schnellstem Wege in Richtung Berliner Ring unterwegs sind, lese ich ununterbrochen die aktuellen Nachrichten. Wohin dürfen wir, ohne später in anderen Bundesländern als Gesundheitsrisiko zu gelten? Schleswig-Holstein und Rheinland-Pfalz führen gesonderte Maßnahmen ein, auch andere Länder beraten über ihr weiteres Vorgehen. Es ist nicht leicht, den Überblick zu behalten. Um jedes Risiko zu vermeiden, beschließen wir, nur den äußersten Westen des Stadtstaates anzusteuern. Immerhin werden wir auf diese Weise im Bundesland Berlin gewesen sein. Es wäre nicht im Sinne unseres Vorhabens, die Region komplett zu umfahren. Schade ist es trotzdem, denn eigentlich wollten wir auf einen Mittagsimbiss ins Zentrum. Ich versuche, die Situation schönzureden und meine, dass uns der Kontrast zwischen Zelt und Stadtzentrum sowieso überfordert hätte.

Bereits nach einer Stunde trennen uns nur noch wenige Kilometer von der Hauptstadt. Doch noch lässt nichts auf urbanes Treiben schließen: Wir fahren vorüber an endlosen Kiefernwäldern, die selbst noch auf beiden Seiten der Ringautobahn die Landschaft prägen. So weit die Sicht reicht, ragen Bäume schnurgerade in die Höhe – und die Sicht reicht weit, denn die Kiefern wachsen in großen, regelmäßigen Abständen voneinander. An vielen Stellen kann

ich zwischen den Baumstämmen hunderte Meter weit in den leeren Wald hineinblicken. Die Gegend wirkt seltsam verlassen – verlassen von wem? – fast schon dystopisch, als gehöre etwas anderes an diese Stelle. Der Anblick lässt vermuten, dass ein natürlicher Wald, mit seinen verschiedenen kleinen, großen, schrägstehenden, dicht aneinanderwachsenden, moosbedeckten Bäumen vor langer Zeit den von Menschen gesteuerten Maschinen zum Opfer fiel und durch ein reguliertes Forstgebiet ersetzt wurde (was uns natürlich die Durchfahrt überhaupt erst ermöglicht). Wenn der Wald verlassen wirkt, dann sicherlich deswegen, weil es der Wald selbst ist, der den Wald verlassen hat. Die dünnen Stämme ragen wie riesenhafte Individuen in die Höhe. Es wirkt, als gediehe jeder Baum für sich allein, als wahrte jeder Stamm seine Distanz zum nächsten: *Sicherheitsabstand*.

Vielleicht denkt Christian etwas Ähnliches, denn im selben Augenblick beginnt er, von den Drehorten zu *Dark* zu sprechen – und tatsächlich erinnert das gesamte Gebiet an die unheimliche Stimmung der Serie. Wir vertiefen uns in ein Gespräch über die komplexe Handlung und sind uns einig, dass wir die Serie nach unserer Reise ein weiteres Mal anschauen sollten. Als läge es nicht schon längst auf der Hand, kommen wir jetzt erst, am zweiten Tag in Brandenburg, auf die Idee, mehr über die Drehorte herauszufinden, die wir bisher fiktiv geglaubt haben. Schnell hat unsere Recherche Erfolg. Wir ändern unsere Route minimal und verschieben das Mittagessen in Berlin für einen Friedhofsspaziergang in einer beschaulichen Kleinstadt südwestlich der Stadt.

Zwanzig Minuten später rollen wir auf Pflastersteinen durch Stahnsdorf. Am Stadtrand, unweit des Teltowkanals, finden wir, an einer Wendeplatte gelegen, den Eingang ins Unbekannte. Das große Eisentor selbst ist verriegelt, doch eine Gittertür bietet uns, klischeehaft quietschend, Einlass. Wir wissen nichts über das, was vor uns liegt und kennen die Ausmaße des Geländes nicht. Statt uns zu informieren, folgen wir einfach einem Kiesweg, dessen Breite ihn als Hauptweg ausmacht. Links und rechts führen kleine Pfade tiefer in den Wald, der diese Bezeichnung hier auch verdient. Nichts lässt auf einen Friedhofspark schließen. Zwar zieren kunstvoll geschwungene Straßenlaternen den Weg, wie man sie durchaus in einem Park vermuten kann, doch unmittelbar dahinter erstrecken sich zu beiden Seiten verwachsene, laubbedeckte Waldstücke, geprägt sowohl von

allesüberragenden Kiefern als auch von kleinen, efeubewachsenen Fichten, die mit vereinzelt aufstrebenden Laubbäumen um Licht ringen. Je tiefer wir in das Gelände gelangen, desto weniger Spaziergänger begegnen uns – dafür entdecken wir die ersten Gräber. Versteckt, als wären sie Teil des Waldes, wachsen die massiven grauen, vom Gestrüpp fast verschlungenen Grabsteine aus dem Boden. Große Steinkreuze, manche vom Waldboden angehoben und in Schiefelage gebracht, andere auch nach über einem Jahrhundert noch strammstehend, reihen sich zwischen Moos und Laub aneinander, zusammen mit grobkantigen, pfeilartig nach oben zulaufenden Grabsteinen. An anderen Stellen finden wir feine, in Urnenform geschliffene Steine, auf rechteckigen Blöcken sichtbar platziert. Nur vereinzelt zieren Kerzen oder Blumen den Boden vor den Grabsteinen. Den restlichen Grabschmuck bilden überwiegend bräunliche Tannen- und Fichtennadeln, tiefgrüner Efeu und dorniges Gestrüpp.

Wir streifen tiefer hinein in den Wald, vorbei an einem mit Säulen umrundeten, leise plätschernden Brunnen, vorbei zunächst an kleinen verfallenen, dann aufwendiger gestalteten Gräbern, vorbei an einer überwucherten Grabstätte, bis hin zur Waldlichtung. Dort endet der Schotterweg an einem befestigten Platz, an dessen Ende wir, zu unserer rechten, direkt auf die uns bekannte, dunkelbraune Holzkirche stoßen. Völlig unvermittelt rückt der spitz zulaufende Kirchturm in unser Blickfeld. In goldenen Ziffern zeigt uns seine Uhr Viertel nach elf – das Geläut (elektrisch betrieben, wie eine spätere Recherche ergibt) begrüßt uns mit einem kurzen Schlag. Das dunkle Holz des Kirchengebäudes wirkt kräftig unter dem zugezogenen Himmel. Der türkisfarbene Bogen über dem Eingangsbereich lockt uns im Kontrast zum düsteren Rest leuchtend an, doch passieren dürfen wir nicht – ein Schild verweist auf die im Inneren stattfindende Trauerfeier. Wir sehen niemanden. Nur zwei Bestatter halten sich bedeckt im hinteren Bereich des Hofes und warten auf ihren Einsatz. Der Kirchplatz liegt ruhig, umgeben von Wald und einer mit Büschen überwachsenen Wiese. Kein auffälliges Geräusch dringt zu uns vor, nur Vögel zwitschern hin und wieder von den Ästen zu uns herunter. Um halb zwölf schlägt die Glocke dann doppelt.

Der Anblick ist uns bekannt: Oft haben wir dieses Bild als Teil der Serie gesehen, über die wir uns Vormittag unterhalten haben. Dort vermittelt die Kirche eine düstere, unheilvolle Stimmung. Hier

entsteht im Zusammenspiel zwischen Wald, Wiese und Kirche eher ein ruhiges, sanftes Gesamtbild. Wir umrunden das Kirchengelände, betrachten die Holzkirche von allen Seiten, entfernen uns dann etwas und lassen neue Perspektiven auf uns wirken. Wir setzen uns auf die Parkbank, auf der auch die Schauspieler saßen und schießen mit Christians Kamera ein Bild aus der Perspektive, die auch in der Serie gezeigt wird.

Eine weitere Viertelstunde vergeht, ohne dass wir jemandem begegnen. Es ist ein seltsames Gefühl, einen Ort bereits oft gesehen zu haben, ohne jemals dort gewesen zu sein. Alles um mich herum wirkt seltsam vertraut; mit jedem Blick rufe ich mir vergessene Details in Erinnerung. Es ist, als wäre ich bereits hier gewesen; als läge mein letzter Besuch gerade so lange zurück, dass mir die Gegend noch entfernt vertraut erscheint, während sämtliche Details schon von der Zeit verschluckt wurden. Doch ich war noch nie hier. Die Erinnerung, die mir jetzt wieder zufliegt, ist auf dem Bildschirm entstanden und mischt sich nun unter die Eindrücke, die ich vom Original erhalte. Ich weiß, dass ich vor der echten Kirche stehe, doch diese Kirche ist durch die Darstellungen in der Filmwelt mit Bedeutungen behaftet, die ich nun kaum vom Original zu trennen vermag. Das führt keinesfalls zur offensichtlichen Verwirrung. Film und Realität verschwimmen nicht komplett ineinander. Vielmehr stellt sich wieder ein subtiles Gefühl der Verfremdung ein, so wie ich es vor einigen Tagen vor der Felswand im Berchtesgadener Land empfunden habe. Es bereitet mir keine Schwierigkeiten, wahrzunehmen, was vor mir ist – und doch fühlt es sich seltsam an, mitten in eine Szene zu treten, die mir anderswo und auf andere Art und Weise bereits begegnet ist.

Die Betrachtung aus der Ferne, vermittelt durch Kameraeinstellung, Bildbearbeitung und Schnitt, führt oft zu einer Erfahrung, die von der des Originals abweicht. Der nachgeahmte Gegenstand kann durch Inszenierung, begleitende Musik, Handlungen und Dialoge mit Bedeutung beladen werden, dadurch an Signifikanz gewinnen und sich auf die Erfahrung mit dem Original auswirken. So haben sich beispielsweise einige meiner Freunde angesichts der geringen Höhe der Freiheitsstatue überrascht gezeigt. Die habe man größer erwartet, heißt es oft. Natürlich spielt die Freiheitsstatue eine große Rolle in der Welt des Fernsehens, ist auf Schulbüchern, Postkarten sowie Plakaten abgebildet und dadurch

jedem geläufig. Durch die Überrepräsentierung kann das Wahrzeichen in der Vorstellung derjenigen, die nicht mit dem Original vertraut sind, leicht über sich hinauswachsen; sogar so sehr, dass die Unmittelbarkeit des Originals im Vergleich zur Nachahmung fast enttäuschend klein wirkt.

Die Holzkirche in Stahnsdorf wirkt keinesfalls enttäuschend. Wir sitzen noch eine Weile auf der Bank vor der Kirche und betrachten die Filmkulisse in ihrem Original. Wir sind uns einig, dass sich der Umweg gelohnt hat. Zwar sind wir hergekommen, weil wir einen Drehort besuchen wollten, doch der Ort würde mich sicherlich auch dann faszinieren, wenn ich noch nie etwas von der Serie gehört hätte. Nicht nur die Kirche, sondern der gesamte Friedhof mit seinen enormen Ausmaßen bereichert unsere Reise unverhofft. Dabei konnten wir nur einen Bruchteil dessen erkunden, was der zehntgrößte Friedhof der Welt in seinen Wäldern versteckt. Ich werde einmal zurückkehren, verspreche ich mir, als wir uns wieder auf den Weg zum großen Tor machen. Kurz nachdem wir die Kirche hinter uns lassen, läutet es zu Mittag. Als der Friedhofswald die Sicht auf den Kirchturm teilweise verdeckt, wundere ich mich darüber, dass ich seit Betreten des Kirchhofes die Zeit minuziös im Blick behielt. Als die Kirchturmuhre vollständig hinter den Bäumen verschwindet, vergesse ich den Gedanken. Bald darauf erreichen wir den Ausgang und betreten wieder die Pflastersteine der beschaulichen brandenburgischen Kleinstadt.

Auf den nächsten Kilometern erschlägt uns der Kontrast: Eben standen wir noch vor alten Gräbern im Wald, jetzt schlängeln wir uns durch den Potsdamer Stadtverkehr in Richtung Berlin. Eine Ampel reiht sich an die nächste; oft schalten sie auf Rot, sobald wir uns ihnen annähern. Schienen verlaufen auf der Straße; ständig rumpelt die Straßenbahn über eine Kreuzung. Daran erkennen wir, dass wir uns mitten in einer Großstadt befinden. Für mich sind die polternden Bahnen, begleitet von mittelschweren Erdstößen und dem Zischen der Schienen, der Inbegriff einer Großstadt. Anders als auf dem Land folgen die Bahnen der Stadt anscheinend keinem festen Fahrplan – auf gut Glück geht man zur Haltestelle und vertraut darauf, dass die nächste Bahn gleich um die Ecke zischt. Die einzige Regel scheint zu sein: Die Bahn hat immer Vorrang. Die anderen Signalzeichen – Ampeln mit bis zu fünf Leuchten, die abwechselnd Striche, Dreiecke,

Kreuze oder Punkte anzeigen – sind größtenteils so undurchschaubar wie die Großstädte selbst.

Wer sich mit dem Auto in den Stadtverkehr traut, fährt Manchmal ein paar hundert Meter parallel zu einem Straßenbahnwagen. Wenn dieser eine ähnliche Geschwindigkeit hält wie man selbst, erlauben die großen Fenster und, besonders bei Nacht, die helle Beleuchtung im Inneren der Bahn interessante Einblicke in die Welt der Stadtpendler. Dann lacht wieder eine Ampel grimmig rot von oben herab, man stoppt, die Bahn rauscht weiter und die Passagiere werden zu verschwommenen Schatten. Dann überwiegt wieder der rote Schein: die Rücklichter der Bahn, die Ampeln, die Bremslichter. Solche Szenen sind Momentaufnahmen einer Großstadt. Sie passieren ständig, sie passieren schnell. In der Stadt scheint alles rasant funktionieren zu müssen, und obwohl der Verkehr zäh fließt, kommt es mir trotzdem vor, als würde alles um mich herum rasen. Hinter uns jault der Notarztwagen, wir quetschen uns an den Straßenrand, das Polizeiauto jagt hinterher. Dann dürfen wir uns wieder in den Stau einordnen. Auf dem Gehsteig überholt uns ein Jogger. Doch Potsdam ist nicht Manhattan: Schneller als gedacht löst sich der Stau. Die Stadt spuckt uns wieder aus und wir schlagen die Bundesstraße nordwärts ein.

Kurz darauf überqueren wir die Grenze zur Hauptstadt. Da uns der Aufenthalt im Zentrum verwehrt bleibt und wir befürchten, dass unser eigentliches Ziel, Charlottenburg, bald auf die rote Liste gesetzt wird, wollen wir uns am Rande der Stadt etwas zu essen besorgen: *Was Kleines, 'ne Currywurst oder so*. Natürlich finden wir keinen Currywurststand. Stattdessen stehen wenig später zwei bis zum Rand gehäufte Teller vor uns auf einem fein gedeckten Tisch. Das Essen würde problemlos für vier Leute ausreichen. Für mich gibt es Vorarlberger Käsespätzle, dazu ein rotblondes Oberbräu. Christian sitzt vor einem enormen Braten, vermutlich ein halbes Rind, dazu ein dunkles Ducksteiner. Österreichische Fahnen zieren den erstaunlich großen Innenraum. Wir, die einzigen Gäste, werden mit österreichischen Pop-Schlagern beschallt. Als Wanddekoration halten Flinten, Stalllampen, Wagenräder und ein Filzhut her. An der Bar stehen gefühlt zweihundert leere Biergläser, darüber hängt ein Spinnrad. An der Theke warten Brezeln, hübsch platziert und aufgestapelt, auf einen Abnehmer. Wir sitzen inmitten einer norddeutschen Interpretation der österreichischen Kultur.

Authentisch Berlinerisch wäre mir zwar lieber, aber wir sind nicht wählerisch und stoßen auf unsere Reise an – immerhin haben wir es nun von der österreichischen Grenze (ohne Filzhut) bis nach Berlin geschafft.

Als wir das Restaurant verlassen, sind wir uns einig, dass unser nächster Halt ein Kaffeestopp sein soll. Eigentlich trinke ich keinen Kaffee, doch das Essen hat mich überwältigt. Selbst der kurze Weg zum Auto strengt an. Die weiße Box, gefüllt mit den Resten, verstaue ich auf der Rückbank und denke während der nächsten Stunden nicht mehr daran. Noch wissen wir nicht, wohin wir heute noch fahren werden. Nur die Richtung steht fest: westwärts. Wir verlassen den Ortsteil Staaken auf bekanntem Wege und fahren hinaus ins brandenburgische Havelland. Hier bewegen wir uns ausschließlich auf Landstraßen fort, denn zwischen der Lüneburger Heide im Westen, Berlin im Osten, Magdeburg und Braunschweig im Süden und der Hamburg-Berlin Verbindung im Norden liegt das größte zusammenhängende autobahnfreie Gebiet Deutschlands. Auf jedem Autobahnatlas klafft hier ein auffallend weißer Fleck, dessen westliches Ende wir heute noch erreichen wollen. Wir reihen uns also ein hinter den schweren Lastwagen, die, wie wir vermuten, eine ähnliche Strecke vor sich haben wie wir. Bis zum Nachmittag wird die Abfolge von flacher Landschaft mit weiten Wiesen, gefolgt von kleinen Dörfern, wieder gefolgt von weiten Wiesen zu einem festen Rhythmus. Auf der Alten Hamburger Poststraße, heute weniger einfallsreich als Bundesstraße 5 bezeichnet, ziehen zunächst die bekanntesten Birnbäume des Landes an uns vorbei – *‘s war Herbsteszeit*. Nach Pessin biegen wir ab in Richtung Rathenow und erreichen wenig später das westliche Ende Brandenburgs.

Von allen Bundesländern werden wir Sachsen-Anhalt wohl am wenigsten gerecht. Auch hier würde uns sicherlich Sehenswertes erwarten. Wir könnten Wittenberg, Quedlinburg und Halle besuchen oder an der Elbe spazieren. Doch die Elbe haben wir bereits überquert, ohne Notiz davon zu nehmen. Zudem sind wir zu weit im Norden, um eine der drei Städte anzusteuern. Nur Stendal liegt noch auf unserer Strecke, aber die Aussicht auf einen weiteren Stadtbesuch gefällt uns sowieso nicht. Ursprünglich hatten wir eine Brockenwanderung geplant, doch auf dem Berg herrscht Sturm. Vor vier Jahren waren wir im Hochsommer schon einmal am Blocksberg unterwegs und hätten dieses Erlebnis gerne jetzt im Herbst

wiederholt. Vielleicht hätte ich dann nicht das Gefühl, zu wenig Zeit in Sachsen-Anhalt verbracht zu haben, aber dafür wäre uns entgangen, was uns heute noch erwartet. Zunächst liegt allerdings eine lange Fahrt vor uns, quer durch ein Gebiet, das auf der Landkarte unter dem wohlklingenden Namen *Uchte-Tangerquellen und Waldgebiete nördlich Uchtsprünge* verzeichnet ist. Bald fahren wir vorbei an Gardelegen, wo wir schließlich in nordwestliche Richtung abbiegen und für einige Kilometer der Bundesstraße nach Salzwedel folgen. Wir werden beide träge vom Geradeausfahren. Fast hätten wir unsere Kaffeepause vergessen, als uns in Klötze das blinkende Neonschild einer Eisdiele anlacht. Uns steht der Sinn zwar nicht nach Eis, aber wir vermuten, dass wir im nördlichen Sachsen-Anhalt keine weiteren Aussichten auf Kaffee mehr haben werden und schlappen müde in den Laden.

Wir setzen uns auf die der Eisdiele vorgelagerten Terrasse und wärmen uns an den Getränken. Die Hauptstraße führt direkt vor uns vorbei. Wir sehen Kinder, die vom Nachmittagsunterricht heimspazieren und Erwachsene, die eilig in den Feierabend fahren. Hat man selbst keinen festen Tagesplan, wirkt die Routine anderer fremd. Ich bedauere die Pendler, die jetzt ihre vier Stunden Freizeit genießen, danach zu Bett gehen und erst dann wieder aufwachen, wenn wir schon längst in einem anderen Bundesland sind. Der Gedanke an Ortsfestigkeit betrübt mich, weil ich mich an die langen Strecken und kurzen Besuche gewöhnt habe. Ich will heute weder hier noch an einem anderen Ort bleiben. Das liegt keinesfalls an den Orten selbst. Vielmehr möchte ich die Reise einfach nicht unterbrechen. Auch wenn es uns zwischenzeitlich monoton erscheint, macht es uns Spaß, unterwegs zu sein, Städte und Regionen hinter uns zu lassen, sie kurz gesehen zu haben und dann weiterzuziehen. Warum sollten wir diesen Rhythmus heute unterbrechen und uns längere Zeit an einer Stelle aufhalten?

Auch die Schüler bedauere ich. Sie gehen jetzt nach Hause, machen ihre Hausaufgaben, lesen vielleicht ein paar Seiten in einem Buch oder schauen Fernsehen, dann müssen auch sie schlafen. Vielleicht haben sie morgen eine Klassenarbeit. Vielleicht versteckt sich irgendwo hinter dem lauten Getratsche die Angst vor einer erwarteten Abfrage. Jeder, der an der Terrasse vorbeigeht, scheint Verpflichtungen zu haben und ein naheliegendes Ziel zu verfolgen. In diesem Moment fühle ich mich wie ein fremder Beobachter. Letzte

Woche waren meine Wege ebenfalls noch von Zielen geleitet und werden es in absehbarer Zukunft auch wieder sein. Ich fühle mich zu keinem Zeitpunkt überlegen, nur weil ich mich jetzt jeglicher Verpflichtung entheben kann. Wenn ich die Passanten bedauere, dann vielleicht deswegen, weil ich es selbst gewohnt bin, ein Passant zu sein, der, im engsten Sinne des Wortes, an Dingen vorbeizieht, ohne näher auf sie einzugehen. Ich scheine die Menschen hier zu kennen: Ich selbst war der kreischende Schüler, war der eilige Arbeiter, war der Student, der sich um die Zukunft sorgt. Für die kurze Dauer der Reise bin ich nichts von alledem, aber ich werde daran erinnert, dass es irgendwo weiterhin einen Alltag gibt. Wir sitzen auf der Terrasse, während unten das Theater an uns vorbeizieht. Figuren tauchen auf und verschwinden wieder; niemand beachtet uns. Vielleicht würden sie uns ebenfalls bedauern, so funktionslos wie wir auf unseren Stühlen sitzen; ohne Absicht, ohne Ziel. Wenigstens verbände uns dann, wenn auch sonst nichts, unser gegenseitiges Bedauern. Ich trinke die Tasse leer, danke für das Schauspiel, applaudiere aber nicht, sondern gewinne schweigend meine Erkenntnisse.

Wir bleiben noch einige Augenblicke sitzen und führen ein kurzes Strategiegespräch. Wir gehen kurz unsere Möglichkeiten durch, beschließen einen Fahrerwechsel und *schauen einfach mal, wie es am Abend dann aussieht*. Ich merke, dass auch Christian nur wenig angetan ist von der Aussicht, in drei oder vier Stunden schon im Zelt zu liegen. Noch legen wir uns aber nicht fest, sondern beschränken unsere Abendplanung auf die nächsten Kilometer. Wir nehmen Kurs auf ein kleines Dorf jenseits der alten Grenze, wollen also wieder in den früheren Westen, wohlwissend, dass wir früher oder später wieder in den Osten zurückkehren werden, da dessen nördlichstes Bundesland auf unserer Reise noch aussteht.

Wieder verschmähen wir die großen Sehenswürdigkeiten. Auf schmalen Landstraßen überqueren wir die Grenze. Was gäbe es im zweitgrößten Bundesland nicht alles zu sehen! Zwischen Göttingen und Cuxhaven lockt Niedersachsen mit interessanten Städten, weiten Gegenden, Wandermöglichkeiten und ostfriesischer Meeresluft. Wir haben aber schon längst das kleine Dorf Wieren, zum Landkreis Uelzen gehörend, zu unserem Zwischenstopp auserkoren. Wir schließen keinesfalls aus, dass wir auf der Rückreise einen anderen Teil Niedersachsens besuchen werden, doch heute gilt unsere volle

Aufmerksamkeit dem Dorf in der östlichen Lüneburger Heide. Ungefähr zweieinhalbtausend Menschen nennen Wieren ihr Heimatdorf – eine Bewohnerin kenne ich sogar. Doch wir planen nicht etwa einen Spontanbesuch, zumal meine Bekannte seit einigen Jahren Tübingerin ist. Letzte Woche warnte sie mich noch, es gäbe in Wieren überhaupt nichts zu sehen, außerdem habe die Kneipe wahrscheinlich sowieso geschlossen. Wir sollen doch lieber ins nahegelegene Uelzen! Doch wir wollen ja gar nichts Spektakuläres sehen und können auch auf den Kneipenbesuch gut verzichten. Berechtigt ist die Frage: Was wollen wir in Wieren?

Man braucht sich in fremden Dörfern nicht zu fürchten, doch auf einem Spaziergang vorbei an dichten Grundstückshecken und verschlossenen Gartentüren wandelt sich die Dorfatmosphäre, die zuhause so vertraut erscheint, schnell in etwas Unvertrautes. Die *Warnung vor dem Hunde* prangt an jedem zweiten Tor, Einfahrten sind *keine Wendepunkte* und jeder freie Zentimeter Asphalt bleibt sowieso ein *Privatparkplatz*. Zuhause ist es nicht anders, aber in anderen Dörfern ist man eben fremd. Die üblichen Hecken und Schilder, bekannt wie sie uns sind, scheinen sich plötzlich gegen uns zu wenden: Wir sind die Adressaten, die sich in den Gassen hier nicht auskennen. Wir sollen uns gewarnt fühlen und uns bloß nicht falsch verhalten.

In Städten hingegen wird man schon am Ortsrand freundlich begrüßt: *Willkommen in X, hier gibt es die besten Y!* Man kauft sich einen Kühlschranksmagnet aus X, probiert vielleicht die besten Y, dann fährt man nach Hause – genau wie all die anderen Besucher auch. Wir behaupten nicht, dass Stadtbesuche nicht faszinierend sein können. Für mich wecken Städte nach wie vor eine unruhige Entdeckungslust, die zu befriedigen ein aufregendes Gefühl ist. Das Treiben der Städte bietet ein unaufhörliches Schauspiel: Das Hupen der Autos, das Rumpeln der Bahnen und das Trampeln der Füße harmonisieren wie ein nie verstummendes Orchester. All die Eindrücke, so selten ich sie wahrnehme und so ungewohnt sie sind, verstehe ich als Einladungen. Man wird in dieses oder jenes Restaurant gelockt, sollte unbedingt diese Sehenswürdigkeit bestaunen, dort mit bestem Ausblick ein Getränk genießen. Städte laden ihre Besucher ein. Sie wollen zwar authentisch wirken, gleichzeitig aber nicht fremd erscheinen. In Städten soll man sich wohlfühlen, einkaufen, flanieren und Fotos schießen. Das Dorf Wieren empfängt uns anders: Kaum haben wir das Auto am Rande des Ortes geparkt, schaut uns eine Frau

misstrauisch vom Eingangsbereich ihres Hauses entgegen. Wir stehen vor ihrem Grundstück. Sie sieht, wie zwei junge Männer, mit Kapuzenjacken bekleidet, aus einem Auto mit fremdem Kennzeichen steigen. In Dörfern hat schon weniger zu Misstrauen geführt.

Mir gefallen solche Momente. Es ist etwas Besonderes, fremd an einem Ort zu sein, besonders wenn dieser Ort selten von Reisenden aufgesucht wird. Wir haben heute schon so viele Dörfer gesehen, dass es mir schwerfällt, den Überblick zu behalten. Nirgendwo wollten wir anhalten, und auch Wieren wäre, wenn überhaupt, nur eine Randnotiz geblieben, gäbe es nicht den Hauch eines Bezuges zu diesem Dorf. Wieder stehe ich zum ersten Mal vor etwas, von dem ich bereits gehört habe. Hier liegt der Gegenstand einer kurzen Erzählung im Original vor mir, hier wohnen Menschen, hier spielt sich deren Leben ab. Hier blicken wir in Gärten, deren Zäune uns ausschließen, hier erhalten wir Einblicke in so manche Wohnzimmer, aus denen man uns als Fremde entgegenblickt. Niemand lädt uns ein, es gibt keine Sehenswürdigkeiten, und die einzige Dorfkneipe hat sicherlich geschlossen. Was wir sehen, könnte authentischer kaum sein. Wir wirbeln die Dorfatmosphäre nur kurz auf, drehen eine kleine Runde über die Hauptstraße bis zur Bahnschiene und zurück, schießen ein Bild mit dem Ortschild als Gruß für meine Bekannte und setzen unsere Fahrt dann in Richtung des nordöstlich gelegenen Wendlandes fort. Sollte mich, aus welchen Gründen auch immer, einmal jemand danach fragen, welche Orte ich in Niedersachsen bereits besucht habe, dann nenne ich Wieren an erster Stelle.

Die Weiterfahrt kommt einer Entscheidung gleich: Heute werden wir keinen Zeltplatz suchen. Die Schwerfälligkeit, die mich oft auf den letzten Kilometern des Tages beschleicht, wird heute ausbleiben. Heute Abend überwiegt der Drang, die Reise nicht zu unterbrechen. Gleichzeitig bin ich froh, dass wir uns während der ersten Tage an einen festen Rhythmus gehalten haben. Bisher waren wir halbwegs ausgeschlafen unterwegs und konnten in gemächlichen Etappen nördliche Regionen erreichen. Dabei war die Versuchung mitunter groß, die Fahrt einfach fortzusetzen. Die früh einbrechende Dämmerung zwang uns stets zur nächtlichen Rast, was ich einerseits als notwendiges Übel akzeptierte, andererseits aber als sinnvoll erachtete. Ohne die Pausen hätten wir jetzt sicherlich ein ähnliches

Gefühl wie nach einer Flugreise. Wir wären irgendwo angekommen, ohne die Strecke wirklich wahrgenommen zu haben.

Jetzt riskieren wir den größeren Sprung in den Norden. Zwar wissen wir nicht, wohin uns dieses Vorhaben führen wird, aber ich merke, dass die Abenteuerlust uns beide gepackt hat. Nun kommt das zum Ausdruck, was ich schon beim Kaffeetrinken in Klötze empfunden habe. Wie schade es wäre, jetzt anzuhalten, die Nacht zu verpassen und erst dann weiterzufahren, wenn alle anderen ihren Alltag fortsetzen. Wenn wir doch auf Reisen frei von unseren gewohnten Verpflichtungen sind, warum sollten wir uns dann nach einem festen Tagesablauf richten? Keiner muss den anderen überreden: Der eine spricht den Gedanken aus, der andere macht sich bereits auf der Landkarte mit der Region vertraut. Ich bin beflügelt von der wiedergefundenen Aufbruchstimmung und von der unkomplizierten Art, mit der wir einschneidende Entscheidungen über den Verlauf unserer Reise treffen. Diese Fröhlichkeit bricht allerdings nicht aus mir heraus. Vielmehr erreiche ich einen Zustand, den ich untrennbar mit dem Unterwegssein verbinde. Wenn etwas Unbekanntes vor mir liegt, das sich mit jedem zurückgelegten Kilometer langsam zu etwas Konkreterem entwickelt; wenn das Unbekannte nicht ein einziges Ziel, sondern unzählige Möglichkeiten darstellt, dann lehne ich mich weit zurück in meinen Sitz, fasse das Lenkrad fest mit beiden Händen und genieße die Momente in stummer Zufriedenheit. Statt meine gute Laune in Überschwänglichkeit nach außen zu führen, atme ich tief durch die Nase ein und blicke ruhig auf die Straße vor mir. Vielleicht wirkt das sogar etwas traurig. Tatsächlich verbirgt sich hinter meiner Ausdruckslosigkeit jedoch wunschlose Zufriedenheit. So fahren wir, etwas naiv und ohne Plan, dafür hellwach und glücklich mit unserer Entscheidung, hinein in die Abenddämmerung.

Nach einigen Kilometern freier Fahrt reihen wir uns wieder in eine langsame Kolonne vollbeladener Lastwagen ein. Die ortskundigen Fahrer überholen rasant und riskant. Wir sind hingegen nicht in Zeitnot, zudem steuere ich nicht mein eigenes Auto. Also nehmen wir vorlieb mit der Ansicht, die uns die Rückseite des polnischen Anhängers vor uns bietet und nähern uns nur langsam der Elbe. Jenseits des Flusses, in Mecklenburg-Vorpommern, wollen wir bei Ludwigslust auf die Autobahn in Richtung Norden auffahren. Schon bevor wir die alte Sperrzone zum dritten Mal auf unserer Reise

erreichen, sinkt das Abendlicht tiefer zum westlichen Horizont hinab und wird schließlich von dem bläulich-kalten Schleier der nächsten Dämmerungsphase vertrieben. Die herbstlichen Laubbäume am Waldesrand wandeln sich in schwarze Silhouetten, die sich gegen den noch nicht vollständig verdunkelten Himmel abheben. Einzig die vielen gelben Plakate stechen aus der Dunkelheit heraus. Befestigt an Baumstämmen und Brückengeländern oder angeheftet auf Klappschildern vor Holzständen am Straßenrand zeigen sie alle auf gelbem Untergrund in Rot die Zeichnung einer vergnügt lächelnden Sonne. Die über Grenzen hinweg bekannte Aufschrift *Atomkraft? Nein Danke!* zielt auch zuhause in Tübingen Unterführungen, ist auf Rucksackansteckern und Heckscheiben zu sehen. Hier im Norden, nahe des Elbufers bei Dannenberg, steht dieses Motiv allerdings für mehr als eine politische Meinung. Im Wendland repräsentiert das Symbol der Anti-Atomkraft-Bewegung die komplette Gegend. Ein paar Kilometer flussaufwärts liegt Gorleben mit seinem berüchtigten Atommüllendlager. Bis zu diesem Moment war mir nicht bewusst, dass sich der Ort genau hier befindet. Der Ortsname ist allen geläufig, man hört viel von Protesten, man kennt die Bilder. Aber für mich war Gorleben bisher ein Konzept – nicht mehr als der Zielbahnhof für Atommüllzüge. In meiner Vorstellung ist Gorleben so etwas wie der Antichrist für die Befürworter der grünen Energiewende. Es steht für die Deponie, gegen die man mit Sitzblockaden und Protestplakaten kämpft.

Aus der Ferne betrachtet ist Gorleben nur ein kleines Dorf inmitten eines dünnbesiedelten Landschaftsraumes. Sicherlich ließe es sich hier schön entlang der Elbe wandern, die in dieser Gegend insgesamt vier Bundesländer berührt (als Grenzfluss zwischen Sachsen-Anhalt und Brandenburg, später zwischen Brandenburg und Niedersachsen, dann zwischen Niedersachsen und Mecklenburg-Vorpommern). Es ist schwer vorstellbar, dass hier etwas lagert, das uns um Generationen überdauert; etwas, das unsere Vorstellungskraft übersteigt. Darüber nachzudenken ist zwecklos, ich verstehe es ja doch nicht. Aber nun bin ich mir immerhin bewusst, dass selbst wenn alles andere längst verschwunden ist, im Wendland noch etwas ruht, das an längst vergangene Zeiten erinnert.

Als schließlich der letzte Schein der Dämmerung verschwindet, erreichen wir die Elbbrücke, verlassen das ruhige, grüne Wendland und fahren hinüber in das neunte Bundesland auf

unserer Reise. Je weiter wir in den Abend hineinfahren, desto mehr schweifen meine Gedanken ab. Bald fühle ich mich träge und gleichzeitig unruhig. Ich habe zwar keine Kopfschmerzen, spüre aber, dass ich einen Kopf habe. Hinter meinen Augen befindet sich eine schwere Leere. Meine Gedanken verlaufen unvollendet im Nirgendwo, verpuffen jedoch nicht, sondern vereinigen sich zu einer schweren Gedankenmasse. Ich spüre einen seltsam hinterlistigen Hunger aufsteigen, weiß aber, dass Essen dieses Gefühl nicht stillen kann. Frische Luft und etwas Bewegung wären dagegen eine größere Hilfe. Seit unserem Spaziergang in Stahnsdorf saßen wir hauptsächlich auf unseren Plätzen hinter der Windschutzscheibe. Daher beschließen wir, bevor der Thrombus über unsere schlaffen Beine herfallen kann, in Schwerin eine längere Pause einzulegen.

Die zur Stadt führende Autobahn teilen wir uns nur mit einer Handvoll anderer Fahrzeuge. Ich versuche, zwischen meinen ziehenden Schläfen klare Gedanken zu fassen. Ich denke mit einiger Mühe zurück an unseren Aufbruch am Vormittag und bin erstaunt über unsere heutige Strecke. Jeder Moment des heutigen Tages erscheint mir so präsent wie der jetzige – entweder sind meine Erinnerungen so deutlich wie die Gegenwart, oder die Gegenwart erscheint mir so verschwommen wie eine Erinnerung. Doch es fällt mir schwer, die Erlebnisse zeitlich zuzuordnen. Noch immer kommt mir die Reisezeit gedehnt vor, so als nähmen die Ereignisse eine undefinierbar größere Zeitspanne ein, als dies tatsächlich der Fall ist. Dieses Gefühl begleitet mich bereits seit einigen Tagen. Etwas ändert sich jedoch heute Abend. Bisher konnte ich die einzelnen Erlebnisse rückblendend problemlos den entsprechenden Reisetagen zuordnen. Nun aber scheinen sich die ersten Erinnerungen von ihren festgelegten Zeitpunkten zu lösen. Ich weiß, dass ich zuletzt am Ufer des Gräbendorfer Sees aus dem Zelt gestiegen bin. Die Erinnerung ist klar, doch wann war das? Vor zehn Stunden? Vor einem Tag? Vorgestern? Statt an bestimmte Zeitpunkte binde ich die Erlebnisse nun immer mehr an geographische Punkte. Ich erinnere mich noch genau daran, wie die Morgenluft in Brandenburg mit jedem Atemzug kondensierte, spüre die Pflastersteine in Stahnsdorf noch unter meinen Füßen, rieche den feuchten Duft des Friedhofswaldes und denke an den Augenblick in Stendal, als ich meinen Arm aus dem Fenster streckte und der Druck des Fahrtwindes auf meine Handfläche presste. Die Frage, *wann* ich das alles erlebt habe, wird für

mich zweitrangig, denn ich weiß, *wo* alles geschah. Als wir Schwerin erreichen, scheint es spät in der Nacht zu sein. Oder war es eben noch hell? Oder beginnt schon bald ein neuer Tag? Im Moment spielt das keine Rolle. Das einzige, das hier mit Gewissheit beginnt, ist ein neuer Reiseabschnitt.

Ahoi, ihr Landratten!

Mit den Händen in den Jackentaschen schlendern wir vom Burgsee hinauf zur Stadtmitte. Nach jedem Schritt werfen die Hausfassaden in den Gassen ein kurzes Echo zu uns zurück. Kaum jemand ist unterwegs. Wir hören keine Stimmen und kein Gemurmel. Selbst die Jugendlichen an der Bushaltestelle sind weder laut noch betrunken. Die Geschäfte haben geschlossen. In der näheren Umgebung schenkt nur eine einzige Bar aus, doch wir erkennen sie nicht als solche und gehen vorüber. Erst im zweiten Anlauf werden wir fündig und folgen der neongrünen Aufschrift in Richtung eines Innenhofes. Die Eingangstür erinnert mich an die eines Mehrfamilienhauses oder einer Zahnarztpraxis. Beim Öffnen gibt die Schnalle ein für solche Türen typisches klackendes Geräusch von sich und fällt hinter uns von selbst dumpf ins Schloss.

Wir stehen in einem spärlich beleuchteten Kellerraum. Die Wände riechen frisch renoviert, der Boden scheint neu verlegt und auch die Bar blinkt sauber im schwachen Neonlicht. Alles ist geordnet. Die weißen Tische haben keine Flecken und der Aschenbecher ist unbenutzt. Jede Flasche hat ihren Platz auf dem Regal an der Bar. Nur ein paar gedämpfte Gespräche sind im Gange, während im Hintergrund leise die Musik spielt – sonst ist es für eine Kneipe ungewöhnlich still. Zwischen den Liedern verstummen auch die wenigen Unterhaltungen, nur ein Glas klirrt hin und wieder beim Einschenken an den Flaschenhals.

Wir setzen uns an den Tisch direkt beim Eingang. Ich sinke in die bequeme Couch und überblicke von dort den Raum. Fünf weitere Gäste verbringen ihren Abend im Kellerlokal. Ein junges Paar sitzt schräg links von uns, an der Bar trinkt ein älterer Herr an einem schaumlosen Bier, hinter ihm geht ein Mann immer wieder zwischen Haupt- und Nebenraum auf und ab. Der Umhergehende gibt sich wichtig und steht anscheinend in engerer Beziehung zu der jungen

Frau hinter der Theke. Am Spieleautomat, schräg rechts von uns, direkt neben der Bar, sitzt in sein Spiel vertieft ein Mann mittleren Alters. Sein Profil erinnert mich an einen bestimmten Tübinger Professor. Ich schaue ihm bei seinen glücklosen Spielversuchen zu. Einmal fuchtelt er wild mit seinen Armen, vermutlich beschwert er sich über den Automaten, und dreht sich dabei in unsere Richtung, als erwarte er Bestätigung. Ich bin verblüfft. Nicht nur sein markantes Gesicht, sondern auch seine Frisur und seine Größe ähneln tatsächlich dem Professor. Es geschieht nicht selten, dass ich in fremden Leuten mir bekannte Menschen erkenne, den Vergleich bei genauerem Hinsehen jedoch verwerfe. Hier vergewissere ich mich mehrmals. Er bleibt der Professor. Er wirft seinen Kopf zur Seite, blickt in unsere Richtung, verzieht seinen Mund und wedelt mit den Armen. In der Bar ist es still. Ich zucke zur Antwort nur mit den Schultern und nicke ihm halb mitleidig zu.

Die Frau kommt von der Theke zu uns herüber und beginnt ein kurzes Gespräch. Sie ist ungefähr in unserem Alter, vielleicht etwas älter. Mir fällt auf, dass wir auf unserer Reise bisher kaum mit anderen Leuten gesprochen haben. Auf früheren Reisen war das anders. Wir trafen beim Zelten eigentlich immer jemandem, mit dem wir Bier und Geschichten teilen konnten. Dieses Jahr bleiben die Leute für sich – so auch wir. Deswegen freue ich mich über die Gesprächigkeit und gebe gerne Antwort. Die Frau spricht mit einem leichten Akzent, den ich nicht zuordnen kann. Wir sprechen mit leichtem Dialekt und lösen mit unserer Bestellung milde Verwunderung aus. Ich muss es mir wohl abgewöhnen, in Norddeutschland *eine Halbe* zu bestellen.

Als wir wenig später vor unseren Getränken sitzen, komme ich erst langsam richtig an. Meine Gedanken scheinen immer etwas hinterherzuhinken, aber jetzt realisiere ich, dass wir bereits ziemlich weit im Norden sind. Es tut gut, die Fahrt für eine Weile zu unterbrechen und zu entspannen. Doch wir sitzen schon wieder. Etwas Bewegung wäre sicherlich nicht schlecht. Obwohl ich nicht mehr müde bin, frage ich mich, wann und wo wir wohl schlafen werden. Normalerweise beunruhigt mich eine solche Unsicherheit, doch jetzt werden meine Gedanken von Tatendrang geleitet. Plötzlich bieten sich wieder Möglichkeiten: Wir könnten uns hier eine Pension suchen und in der Bar versacken. Wir könnten ein anderes Lokal aufsuchen, mit Nachtschwärmern anstoßen, Geschichten

erzählen, oder wir könnten weiterfahren, vielleicht nach Hamburg, Kiel oder gleich nach Flensburg? Ich habe Lust, Leute zu treffen und mich als jemanden auszugeben, der ich nicht bin. Das hat schon manches Mal geklappt. Besonders in einer fremden Stadt wäre es doch einfach, wo ich den Leuten doch sowieso nie wieder begegnen würde? Ich gehe mit Christian mögliche Pläne durch. Der Professor verliert erneut einen blauen Geldschein und führt ein lautes Telefongespräch. Die restlichen Besucher schweigen. Wir könnten doch nach Hamburg? Christian hat auch Lust – aber dürfen wir überhaupt nach Hamburg? Wie hoch ist das Gesundheitsrisiko und ist es uns erlaubt, danach weiter in den Norden zu reisen? Jemand ermahnt den Professor, denn er spricht aufgebracht in sein Telefon. Christian und ich reden nur in gedämpftem Ton miteinander. Anscheinend ist das hier im Keller eine Sitte, denn jetzt bekommt der Professor Ärger von dem wichtigtuerischen Mann. Man kennt sich wohl, der Ärger verpufft in kollegialen Bemerkungen. Das junge Paar zahlt und bricht auf. Der umhergehende Mann spielt sich wegen irgendetwas auf. Die Frau hinter der Theke geht ihm nach und küsst ihn. Der Professor kommt von der Herrentoilette zurück und fragt sich, wer den Automaten bedient. Er selbst hat vor fünf Minuten eine neue Runde eröffnet, nur hat er es wohl in seiner trunkenen Umnachtung vergessen. Er realisiert es, gestikuliert und verhöhnt sich selbst. Einer sitzt noch immer stumm an der Theke und wedelt mit seinem leeren Bierglas. Wir bestellen kein zweites Bier – wir wollen nach Hamburg!

Wir verlassen den Keller, wünschen den verbleibenden Gästen eine gute Nacht, öffnen die schnalzende Tür (nach innen, wie beim Zahnarzt) und schreiten hinaus in die Kälte. Noch zögern wir. Wir stehen am Ufer des Burgsees und vergleichen Infektionszahlen. Von der gegenüberliegenden Seite leuchtet uns Schloss Schwerin entgegen und spiegelt sich in kalten Farben auf der glatten Wasseroberfläche. Unsere Recherche beruhigt uns gerade so, dass wir es wagen wollen. Noch herrscht grünes Licht in Hamburg. Christian setzt sich nun wieder ans Steuer, ich esse den Rest der Mahlzeit aus Berlin, dann beginnt unsere nächste Etappe. Ich zähle mit: Vor uns liegen die Bundesländer Nummer sechs und sieben am heutigen Reisetag; zehn und elf insgesamt. Alles geht schnell – und es macht Spaß. Trotzdem überkommt mich die Müdigkeit. Ich versuche wach zu bleiben, bis wir, zum vierten Mal, die alte Grenze erreichen. In

Schleswig-Holstein falle ich immer wieder in einen Sekundenschlaf und sehe blaue Verkehrstafeln vor mir. In bildartigen Sequenzen träume ich davon, bei Nacht in Norddeutschland umherzufahren. Als ich aufwache, trennen uns noch vierzig Kilometer von der Hansestadt. Ich kann mir kaum vorstellen, was uns erwartet. Leere Straßen? Oder ist alles wie immer? Jetzt fühle ich mich schlapp und hohl. Die ersten Vororte liegen hinter dem Schallschutz der Autobahn. Der Weg ins Zentrum ist frei. Manche Ampeln blinken im Nachtmodus gelb in die Stadt hinein, nur an den großen Kreuzungen müssen wir warten. Wir bekommen sogar einen Parkplatz in Sankt Pauli.

Die Reeperbahn leuchtet. Es ist, als hätte sich seit unserem letzten Besuch vor drei Jahren nichts verändert. Zu Gitarren und Sternen gebogene Neonröhren hängen von den Gebäudevorsprüngen herab und erhellen den breiten Gehsteig auf beiden Straßenseiten. In einer Seitengasse blinkt die Große Freiheit; vor uns reihen sich die Eingänge zu glücksversprechenden Abenteuern aneinander. Mit greller Werbung locken die Lokale, deren Schein im gedimmten dunkelvioletten Licht hinter den offenstehenden Türen verschwindet. Man versucht, uns zum Geldausgeben zu verführen, doch wir tragen keine Spendierhosen. Unser Äußeres zeugt von der Spontanität, die uns in die Großstadt führte. Nicht der leiseste Hauch modischer Extravaganz geht von uns aus. Unsere Klamotten sind so normal, dass ich vergesse, was ich unter meiner Jacke trage. Vielleicht stechen wir aber gerade in unserer Normalität heraus. Wir sind weder laut noch überschwänglich, suchen nicht den Trip unseres Lebens und haben kein Interesse daran, unsere Reisekasse in einer der Spielhallen in Pokerchips umzutauschen. So schlagen wir zunächst alle Angebote zur Steigerung unseres Alkoholwertes aus, lassen den Kokainverkäufer glücklos seines Weges ziehen und widerstehen den Lockrufen aus den Schwarzlichthöhlen. Stattdessen reißen wir den Nachtportier des nächstgelegenen Hotels aus seinem Schlummerzustand. Hier haben wir schon bei unserem letzten Besuch übernachtet. Hier kennen wir uns aus. Damals war der Empfangsbereich selbst in tiefster Nacht voller trunkenheitssuchender Spontangäste. Heute werden wir sofort bedient. Man überreicht uns den Schlüssel und schickt uns einige Stockwerke nach oben. Wir sind erfreut über den Luxus eines eigenen

Badezimmers, deponieren unsere Taschen – und ziehen dann los in die erleuchtete Nacht.

Noch habe ich die Müdigkeit nicht überwunden, zähle aber auf die erfrischende Wirkung des kühlen Kiezbieres. In den Lokalen sind die meisten Plätze unbesetzt. Wir hätten also freie Platzwahl, nehmen zunächst jedoch mit dem Außenbereich vorlieb. Die kalte Nachtluft setzt uns mittlerweile sowieso nicht mehr zu. Wir schlürfen unser Astra und werden dabei von der Leuchtreklame vor, hinter und über uns hypnotisiert. Noch wissen wir nicht so recht, wie wir die restliche Nacht gestalten wollen. Üblicherweise verlaufen solche Nächte nach unserem altbewährten Muster: Der eine bekundet gähnend seine Müdigkeit und behauptet, er würde nicht lange wachbleiben. Der andere zeigt vordergründiges Verständnis, weiß aber genau, dass einige wohltuende Kaffee-Amaretto-Mischungen selbst den lethargischsten Kneipenmuffel in einen bereitwilligen Trinkpartner verwandeln, den am frühen Morgen nur der Schankschluss vor die Türe bringt. Die Reeperbahn scheint heute aber kein Garant für gute Laune zu sein. Manche Wirte sind bereits dabei, die Einnahmen des Abends zu zählen. Einige Kneipen sind finster und werden es auf unbestimmte Zeit bleiben.

Wir halten uns nicht lange an unserer ersten Station auf. Stattdessen erkunden wir die verbleibenden Möglichkeiten, schauen hier und da in die spärlich beleuchteten Innenräume verschiedener Bars. Irgendwann in den nächsten Minuten wird sich der weitere Verlauf unserer Nacht entscheiden. Vielleicht beginnt der Spaß erst jetzt und wir spazieren gleich durch eine Kneipentür hinein in eine denkwürdige Nacht. Oder wir verpassen die Tür, nehmen noch ein Wegbier mit zum Hotel und fahren später am Tag halbwegs ausgeschlafen weiter in den Norden. Beiden Varianten könnten wir etwas abgewinnen. Wir lassen uns überraschen, schließlich sind wir ohne festes Ziel unterwegs. Wir haben zuletzt in Brandenburg geschlafen, in Berlin zu Mittag gegessen, in Klötze Kaffee getrunken, in Schwerin die Nacht begonnen. Ursprünglich wollten wir heute auf den Brocken wandern. Das anhaltende Sturmwetter auf dem Berg trieb uns aber letztlich auf unerwarteten Wegen bis zur Reeperbahn. Wie sollten wir auf dieser Reise überhaupt irgendetwas erwarten? Wir öffnen einfach die nächstbeste Türe.

Man begrüßt uns mit einem kräftigen *Moin!* vom hinteren Thekenbereich. Die Frage nach dem Schankschluss erübrigt sich.

Hier brennt noch Licht. Wir breiten uns auf den Barstühlen im linken oberen Bereich des hufeisenförmigen Tresens aus – zwei Stühle für uns, zwei für unsere Jacken. Zwischen uns und den Plätzen auf der gegenüberliegenden Seite des Thekentisches mischt ein dynamischer Kellner einige Getränke für die lärmende Gruppe links von uns im oberen, durch vier Treppenstufen abgetrennten Bereich des großen Raumes. Vor uns hängen Plexiglasscheiben. Der junge Kellner ist sie wohl noch nicht gewohnt, denn er stößt sich in seinen flinken Bewegungen mehrmals daran an. Er arbeitet beeindruckend schnell, was eigentlich nicht nötig wäre, denn zusammen mit der lauten englischen Reisegruppe, den zwei leise tuschelnden Leuten am unteren Ende der Bar und dem großen, blondhaarigen Mann gegenüber, sind wir seine einzige Kundschaft.

Normalerweise herrschen hier wohl andere Zustände. Zwischen den Bestellungen scheint der Bedienstete nicht ausgelastet genug zu sein. Dann tänzelt er hin und her, wischt eine beliebige Fläche ab, blickt in die Runde und liest jedem seiner Gäste die Wünsche vom Gesicht ab. Ich schätze ihn auf Ende dreißig. Seiner Arbeitsweise nach zu urteilen, verdient er sein Geld schon länger im Gastronomiebereich, als wir Kneipen besuchen dürfen. Als er wieder einmal voller Tatendrang nach einer zeitvertreibenden Beschäftigung sucht, lasse ich eine kurze Bemerkung fallen. Wir kommen schnell ins Gespräch. Seine gewitzte Direktheit wirkt nicht etwa unfreundlich. Ich merke, dass er ein Spiegel seiner Kundschaft ist. Seinen leiseren Gästen tritt er sanfter und freundlich entgegen, mit den betrunkenen Engländern scherzt er kurz, hält sich aber zurück. Uns gegenüber verhält er sich gesprächig und nimmt kein Blatt vor den Mund. Wir erzählen ihm, woher wir kommen und was wir vorhaben. Er spendiert ein paar Runden Kräuterschnaps und trinkt mit uns. Jetzt bin ich nicht mehr müde.

Hin und wieder blicke ich durch die Eingangstür nach draußen. Von meinem Platz aus sehe ich nur einen kurzen Abschnitt der mit Kaugummiresten beklebten Gehwegplatten. Von allen Augenblicken seit unserer Ankunft ist es sonderbarerweise dieser, der mir unmissverständlich verdeutlicht, dass wir es bis nach Hamburg geschafft haben. Draußen vor der Tür liegt die Stadt. Von meinem Platz aus gesehen könnte es jede Stadt mit einem breiten Gehweg sein. Vielleicht ist es die lockere Stimmung in der Bar, vielleicht sind es die Lichtreflexionen, die sich draußen in undefinierbaren Formen

auf dem nassen Beton spiegeln – etwas hat meine Gedanken in diesem Moment nach Hamburg gebracht. In diesem Bewusstsein denke ich in einer Gesprächspause zurück an die Berge. Oder mache ich das während des Gesprächs? Ich fasse keine Gedankenschlüsse und denke nicht in klaren Sätzen oder Wörtern. Vielmehr spüre ich ein aufkeimendes Freudengefühl, vergleichbar mit der Erwartungsfreudigkeit, die immer dann entsteht, wenn ich meinen Blick auf einer Landkarte über Regionen schweifen lasse, die ich bald besuchen werde. Nur betrifft diese Vorfreude jetzt etwas Vergangenes. Ich sitze auf einem Barhocker in Hamburg und freue mich auf die Berge, die ich bereits gesehen habe. Solange wir unterwegs sind, werde ich mich immer auf die Berge freuen. Sie rahmen unsere Reise ein. Was wäre Hamburg ohne die Berge? Es wäre noch immer Hamburg. Aber es wäre kaum etwas Besonderes für mich. Was wäre das Allgäu ohne Hamburg? Es wäre noch immer das Allgäu. Aber eine Fahrt nach Oberstdorf wirkt gewöhnlich, es sei denn eine Fahrt nach Hamburg folgt direkt im Anschluss. Der Zusammenhang erschließt sich mir nun. Ich realisiere sogar, dass dies einer der Gedanken ist, die mich überhaupt erst auf die Idee gebracht haben, Christian für dieses Vorhaben zu begeistern. In diesem Moment erfüllt das Gefühl der Vergangenheitsvorfreude meine Erwartungen, die ich unterwegs kaum mehr beachtet habe. Jetzt möchte ich immerzu an die Berge denken, möchte dieses Gefühl einschließen und auf Sylt wieder auspacken. Doch ich kann die Empfindung kaum vor einem stabilen Gedankenhintergrund fixieren, denn die Realisierung geschieht in einem dichterwerdenden Nebel aus Schnaps und Späßen.

Von gegenüber lacht uns der Mann mit den langen blonden Haaren schief an. Er spricht mit dem Kellner, der ihn dem Anschein nach bereits kennt. Ich bin mir nicht sicher, ob es noch Nacht oder schon Morgen ist. Hoffentlich bleibt uns noch etwas Zeit, denn jetzt werde ich langsam unternehmungsfreudig. Das macht wohl die Mischung aus Koffein und Whisky, außerdem füllt man uns fleißig die etwas zu groß wirkenden Schnapsgläser auf. Die Runde der Engländer löst sich langsam, dafür tönt nun Bayrisch vom oberen Bereich zu uns herunter. Man ist heiter, man wird lauter. Ich proste dem schieflachenden Mann auf der anderen Seite zu uns sage irgendeinen Unsinn. Wir lachen und geben eine weitere Bestellung auf. Man nimmt sie freundlich entgegen und schenkt uns ein.

Über die Theke hinweg unterhalte ich mich mit dem Blondhaarigen. Ob er nicht rüberkommen will, frage ich, das wäre wohl einfacher. Er schlürft noch eine Weile an seinem Getränk, dann setzt er sich auf unsere Seite. *Moin*. Moin passt immer, nicht nur am Morgen. Die Begrüßung richtet sich nicht nach festen Tageszeiten – ebenso wenig wie wir, zumindest seit wir zuletzt aus dem Zelt gestiegen sind. Unser Kumpel heißt Sven. Er trägt ein lachsfarbenes Polohemd und schulterlanges blondes Haar. Er ist riesig: Selbst als er sich hinsetzt, muss ich noch nach oben schauen. Sein kantiges, bartloses Gesicht bewegt sich beim Sprechen in groben Zügen. Irgendetwas stimmt mit seinen Zähnen nicht, er lacht immerzu schief. Sven ist ein freundlicher Typ, aber nicht überschwänglich. Er zeigt sich gesellig, sprüht aber nicht vor Humor. Wir brauchen ein paar Minuten, bis wir ein fließendes Gespräch aufrechterhalten.

Manchmal weiß ich nicht, worüber wir uns unterhalten. Mal sprechen wir über den Norden, dann wiederum über den Süden. Dazwischen scheint es nichts zu geben. Habe ich gerade versucht, ihm ein schwäbisches Wort beizubringen, oder hat er mir etwas auf Platt erzählt? Das rauschende *Sch* und das spitze *S* sind in unserer Unterhaltung ungleich verteilt. Auf unserer Seite rauscht es, während Sven nur kurze S-Laute zwischen den Zähnen hervorpresst. Er kompensiert nun seine anfängliche Zurückhaltung. Mittlerweile trägt er das Gespräch. Jetzt halten wir uns zurück, hören zu und nicken hin und wieder. Er weist den inzwischen verstummten Kellner an, *für die Jungs aus'm Süden* noch einen Schnaps bereitzustellen. Im Gegenzug setzen wir sein Getränk auf unsere Rechnung.

Wenig später gesellt sich einer der bayrischen Gäste zu uns. Er stammt aus dem Allgäu. Links von uns sitzt der Hamburger, rechts von uns der Allgäuer. Was wäre Hamburg ohne das Allgäu, und was wäre das Allgäu ohne Hamburg? Ich frage den Bayer nach dem Unterschied zwischen Adelzhausen und Odelzhausen. Die Dörfer liegen beide nur ein paar Kilometer voneinander entfernt, zwischen Augsburg und München. Spricht man im Dialekt nicht beide Orte gleich aus? Er verneint, kann mir den Unterschied aber nicht erklären. Sven spricht mit Christian, Christian aber nicht mit Sven. Dann sprechen wir alle gemeinsam über irgendetwas, das den Allgäuer provoziert. Sven hat etwas gesagt, das ich nicht verstanden habe. Anscheinend ist er für den Stimmungswechsel verantwortlich und beschwichtigt daher. Dann kehrt wieder Ruhe ein. Die bayrische

Reisegruppe bricht auf und mit ihr verlässt uns auch der Allgäuer. Außer uns sind jetzt nur noch zwei andere im Raum. Sie sprechen Englisch und wollen für sich bleiben.

Unser Freund an der Bar ruft die letzte Runde aus. Christian, Sven und ich lassen unsere Gläser ein letztes Mal füllen; randvoll, so viel Leistung für unser Geld wie möglich. Natürlich provoziere ich einen Schwabenwitz. Wir erzählen von unserem Plan, später irgendwie an die Nordspitze Sylts zu gelangen. Sven hört nicht mehr damit auf, über einen Zeltplatz im Süden der Insel zu reden. Er hört nicht zu: Wir wollen doch eigentlich in den Norden. Der Kellner will uns nun loswerden – der Morgen bricht wohl an. Wir machen noch ein Bild mit Sven, lachen über irgendetwas und bedanken uns gegenseitig für den langen Abend. Trotz der Gespräche haben wir kaum etwas über Sven erfahren. Was macht er tagsüber, dass er bis in die Morgenstunden in der Bar sitzen kann? Was machen wir tagsüber? Ich bin überrascht darüber, dass es draußen noch immer dunkel ist. Zum ersten Mal seit unserem Spaziergang in Stahnsdorf habe ich die Uhrzeit wieder im Blick: In sechs Stunden müssen wir unser Hotelzimmer verlassen. Die Reeperbahn ist kalt und leer, nur vereinzelt leuchten die Reklameschilder noch auf uns herab. Niemand will uns in die Schwarzlichthöhlen locken. Die Türen sind verschlossen. *Aboi ibr Landratten!!*, hat man mit Kugelschreiber auf unsere Rechnung aus der Bar gekritzelt. Eine herzliche Beleidigung, die wir erst später bemerken. Man hatte Humor in der Bar, man wusste, worüber wir lachen würden.

Höhepunkt

Wenige Stunden später lachen wir zynisch über uns selbst. Hinter meiner Stirn scheint sich eine bleierne Masse ausgebreitet zu haben. Meine Zunge klebt irgendwo hinter meinen oberen Schneidezähnen, jedenfalls dort, wo sie nicht hingehört. Meine Stimme ist belegt und ich muss mich andauernd räuspern. Es fällt schwer, zu existieren. Hastige Bewegungen scheinen im Bereich des Unmöglichen zu liegen. Ich versuche, meine Haare von der ungesunden Duftmischung aus Rauch, Alkohol und Schlaf zu befreien. Das Wasser fühlt sich seltsam fremd an auf meiner Haut. Doch eigentlich ist es nicht das Wasser, sondern mein Körper, von dem diese

eigenartige Empfindung ausgeht. Ich sollte noch nicht wach sein, sollte noch nicht in der Dusche stehen, sondern meinen mal unruhigen, mal komatösen Schlaf fortsetzen bis ich bereit bin, die Welt wie üblich wahrzunehmen. Jetzt wirkt meine Umgebung noch entfremdet. Oder bin ich es selbst, der entfremdet ist? Es überfordert mich, daran zu denken, dass andere jetzt am Vormittag ihren Alltag wieder aufnehmen, dass die Stadt funktioniert wie immer, während ich weit davon entfernt bin, in einen Normalzustand überzugehen. Ein ähnliches Gefühl verbinde ich mit Fieberzuständen. Während man selbst innerlich kocht, passiert außerhalb alles wie üblich. Die Welt hält nicht an, nur weil man krank oder dehydriert ist. Doch diese Zustände erlauben es, die Umgebung für kurze Zeit als Weltfremder wahrzunehmen; man fühlt sich dabei wie ein dysfunktionaler Passagier, dessen geschwächter Körper ihn zwingt, Dinge vorbeiziehen zu lassen, anstatt selbst an ihnen vorbeizuziehen.

Christian sitzt am Bettrand und murmelt in seine Handfläche, die er zur Stütze auf seine Stirn presst. *Boah* lautet sein Kommentar. Ich finde das passend und stimme zu: *Boah!* Ich denke lieber nicht an unsere Tagespläne. Zunächst gilt es, uns in die Welt zurückzuholen. Ich verschlinge die letzten Reste meiner Vorarlberger Käsespätzle, verstaue meine Klamotten so sorgfältig wie es mir mein Zustand erlaubt und mache mir vor, bereit für den Tag zu sein. Wir spotten über uns selbst. Aus unseren Was-Wäre-Wenn-Vorstellungen ist Realität geworden. Was wäre, wenn wir völlig verkatert bis nach Sylt fahren würden? Wir brauchen uns diese Frage nicht erst zu stellen, denn wir wissen beide, dass die Antwort in den nächsten Stunden liegt.

Keiner von uns sollte sich ans Steuer setzen, ohne vorher ausgiebig gefrühstückt zu haben. Wir nehmen die erstbeste Möglichkeit wahr und stopfen uns mit allerlei Fettigkeiten voll. Schweigsam sitzen wir uns gegenüber und blicken nicht über unseren eigenen Eshorizont hinaus. Eine solche zweckorientierte Nahrungsaufnahme erfordert volle Konzentration auf das eigene Essen, die eigenen Finger und den eigenen Mund. Alles darüber hinaus verschwimmt zu einem bedeutungslosen Hintergrundrauschen. Die passenden Pommes in verträglicher Anzahl zu greifen, im richtigen Moment einen Schluck Sprite zu trinken, sich die Finger nur so häufig abzuwischen, dass die vorhergesehene Anzahl an Servietten ausreicht – das ist die Kunst,

das ist das, was zählt. Wir bräuchten uns dazu nicht gegenüber zu sitzen. Wir könnten auch in dieselbe Richtung starren. Das Resultat wäre kein anderes. Solange wir Essen vor uns haben, blicken wir nicht über unseren Tabletrand hinaus.

Auch nach dem Frühstück zeigt das Handmessgerät, das Christian griffbereit im Seitenfach der Fahrertür mitführt, einen zu hohen Promillewert an: Ich darf nicht fahren. Bei Christian erscheint grünes Licht: Wir können weiterfahren. Wir wissen beide, dass sich unser Aufenthalt in Hamburg auf die restliche Reise auswirken wird. Vorerst greifen wir wohl nicht mehr in die Kiste auf der Rückbank. Außerdem haben wir unser Stadtpensum nun endgültig erfüllt. Heute wollen wir uns bewegen, aktiver werden und Meeresluft atmen.

Wir verlassen Hamburg in Richtung Elmshorn und Itzehoe. Der Verkehr fließt zäh aus dem Stadtgebiet heraus. Wir sind froh, als wir das weite Flachland Schleswig-Holsteins erreichen. *Der echte Norden* – damit wirbt das Land an allen hinein- oder herausführenden Hauptverkehrsadern. Was wohl die Skandinavier dazu zu sagen haben? Auf unserer Reise bleibt Schleswig-Holstein tatsächlich der echte Norden, denn weiter hinauf gelangen wir nicht. Die Grenze zu Dänemark bildet gleichzeitig den nördlichen Umkehrpunkt unserer Reise. Wir steuern jetzt also auf den Höhepunkt zu. Dabei verläuft der Tag bisher antiklimaktisch: Während wir in Hamburg noch von Zynismus und Selbstverspottung getragen wurden, flacht jetzt jegliche Gemütsregung ab. Ich blicke ins Leere hinaus. Viel gibt es nicht zu sehen. Ich bin froh darum, denn imposante Landschaftszüge würden mich jetzt überfordern. Ich sitze, lege meinen Kopf in den Nacken und halte meine Augenlider halb geschlossen. Ich existiere so kraftschonend wie möglich. Trotzdem versuche ich, die Umgebung wahrzunehmen und den nahenden Nordpunkt zu würdigen. Ich möchte nicht nur dort sein, um dort gewesen zu sein. Bei Heide schlafe ich ein, wache aber wieder auf, als kurz danach die Autobahn in eine Landstraße übergeht. Bei Tönning sehen wir zum ersten Mal auf der Reise Nordseewasser.

Noch fahren wir ohne Plan nordwärts. Was wir letztendlich machen, hängt auch immer von der Tageszeit ab, zu der wir unsere Zwischenziele erreichen. Heute lohnt es sich kaum, Prognosen zu erstellen. Unsere Ankunftszeit bleibt aufgrund mehrerer Faktoren unberechenbar: Der nördlichste Punkt Deutschlands liegt auf Sylt, oberhalb von List, am sogenannten Ellenbogen. Die einzige

Zufahrtsmöglichkeit zur Insel führt über den Eisenbahndamm. Wir müssen also entweder das Auto auf den Zug verladen lassen oder auf dem Festland parken und uns motorlos auf der Insel fortbewegen. Wir tendieren zur sportlicheren Option. Irgendwo in Westerland muss es ja Fahrräder geben. Allerdings wissen wir nicht so recht, wie lange wir von Westerland bis zum Ellenbogen unterwegs sein werden. Zwar haben wir die Landkarte und die Umriss der Insel im Kopf (zumal die syltförmigen Aufkleber auch bei uns im Süden gefühlt jede zweite Heckklappe zieren. Nur der Bodenseeaufkleber ist noch beliebter). Doch die Dimensionen können trügen. Als mir die Ortsnamen wieder bekannt vorkommen, von Erzählungen und früheren Reisen, wissen wir noch nicht einmal, ob wir die Insel heute noch erreichen können, ohne abends am Wattenmeer zu stranden. Wir wollen es *einfach mal versuchen* und uns zunächst nicht um die Rückfahrt sorgen.

Selbst wenn man das Meer noch nicht sieht, verrät es sich schon weit vor der Küste. Die böige Meeresluft bringt einen würzigen Geruch mit sich und wirkt ungewöhnlich schwer, als hinterließe sie eine feine Schicht aus Salzpartikeln auf der Haut. Auch die Lichtverhältnisse lassen die Nähe zur Küste erahnen. Die unterste Wolkenschicht ist nie beständig. Besonders jetzt im Herbst ziehen die Regenketten derart eilig vorüber, dass man sich erst sicher sein kann, dass Regen kommt, wenn es bereits regnet. Unter einem solchen Regenschauer herrscht allerdings nicht die düstere Stimmung, die das Herbstwetter anderswo zu einer trüben Angelegenheit macht. Zwischen den Fallstreifen der schnell voranziehenden Regenwand zeichnet sich, hinter dem Schleier der Wassertropfen, das Wetter der höheren Luftschichten ab: weißlich-graue Cumuluswolken, geschwungene Cirrusfedern, das leicht getrübt Blau des Himmels – Vorboten der nächsten Viertelstunde, Ursache eines fortwährenden Licht- und Schattenspiels.

Weit draußen taucht der Herbst das Meer in eine graublaue Kälte. Die schmale Kante zwischen Wasser und Horizont verläuft unter dichten, noch wie im Spätsommer aufsteigenden Wolkentürmen, während über dem Land unförmige Wolkenketten treiben. Das Land liegt schon in herbstlicher Kälte, zu kalt, um Quellwolken aufsteigen zu lassen. Das träge Wasser kühlt dagegen langsamer ab. Luftmassen jagen weiterhin in die Höhe und kondensieren zu dichten Wolkenhaufen. Wenn das Meer im Herbst

kalt und winterlich wirkt, dann sicherlich deswegen, weil das Land, das den Betrachter umgibt, bereits von windiger Kälte erfasst wird. Friert man selbst, glaubt man, das Meer und alles was darin schwimmt müsse ebenso frieren. Dabei zeugt das Wasser noch jetzt von den letzten Wärmeresten des Sommers. Weit draußen über dem Wasser fällt ein dichter Regenteppich. Es grummelt noch der letzte Donner der Saison, während uns hier auf dem Land kurzzeitig die Sonne blendet. Der Wind peitscht unsere Gesichter rot und lässt die trockene Haut auf meinem Handrücken aufplatzen. Wir sind in Niebüll angekommen.

Meine Trägheit verstärkt sich, als ich den warmen Beifahrersitz verlassen muss. Ich möchte nicht hinaus in den Wind, friere schon genug von innen heraus. Das Fahrradfahren wird mich schon aufwecken, hoffe ich. Für Geistesblitze sind wir heute beide nicht zu haben. Lange brauchen wir, um zu entscheiden, ob wir das Auto nun auf dem Parkplatz direkt bei den Schienen oder im Parkhaus abstellen sollen. Die Müdigkeit lässt mich alles doppelt bedenken. Gerade weil ich das Gefühl habe, gedanklich abwesend zu sein, versuche ich, meine Gedanken krampfhaft zu ordnen, um mir später nicht vorwerfen zu müssen, einem selbstverschuldeten Denkfehler zum Opfer gefallen zu sein. Wir kaufen uns Fahrkarten, vergewissern uns, dass diese auch unsere Rückfahrt gewähren und setzen uns dann eine Viertelstunde später in den Regionalexpress nach Westerland.

Die nördlichsten zu Deutschland gehörenden Dörfer klingen bereits verdächtig dänisch: Klanxbüll, der letzte Bahnhof auf dem Festland; Rodenäs, die nördlichste Festlandsgemeinde; Morsum, das Dorf, das uns gleich auf Sylt empfangen wird. Wir schweben über das Wattenmeer hinweg. Nur wenn man durch das Zugfenster direkt nach unten blickt, zeigt sich die bräunliche Grasfläche des Dammes – sonst ist überall Wasser. Im diesigen Süden können wir die Küste der Insel Föhr erahnen, im Norden erkennen wir blass am Horizont einen schmalen Streifen des dänischen Festlandes. Die Familie im Vierersitz vor uns spielt Tierraten. Die Kinder glänzen mit ihrem Wissen über die Lebensweisen hiesiger Meerestiere und kennen sich gut mit Vogelarten aus. In Morsum sitzt ein grauer Vogel auf dem Bahnhofsdach – nicht mal diesen kann ich benennen. Dagegen weiß ich, dass wir uns mittlerweile zwischen dem 54. Und 55. Breitengrad befinden. Das nördlichste Dorf des Landes, List, markiert 55° Nord

und liegt somit ungefähr 15 Kilometer nördlich der Festlandgrenze zu Dänemark. Wir wollen noch ein paar Kilometer weiter in den Norden, immer parallel zum Festland, bis wir den Sandstrand des Ellenbogens erreichen – so lautet zumindest der Plan. Als wir in den Kopfbahnhof von Westerland einfahren, geht ein Regenschauer nieder. Im Süden scheint noch die Sonne.

Wir merken schnell: Die Nachfrage an Fahrrädern ist groß. Selbst jetzt, im Oktober, sind wir längst nicht die einzigen Interessenten, die vor der Verleihstation auf ihr Fortbewegungsmittel warten. Noch immer prasseln kalte, dicke Tropfen auf unsere Köpfe. Meine Jacke gleicht einem nassen Sack, doch es stört mich nicht, denn ich trage noch drei trockene Schichten darunter. Nur meine Hände sind weiß und kalt, was der Fahrtwind sicherlich nicht ändern wird. An der Fahrradstation kündigen wir an, dass wir wohl nicht rechtzeitig zum Ladenschluss zurückkommen werden. *Kein Problem*, versichert man uns, und lässt uns ziehen. Wir kennen uns in Westerland nicht aus, aber wir wissen, wo Norden ist. Das sollte für unsere Zwecke genügen.

Wir verfahren uns. Erst verlieren wir in einem Wohngebiet die Orientierung, dann stecken wir an einer vielbefahrenen Straße fest und wissen nicht, wo der Fahrradweg verläuft. Beim Fahren wird mir heiß, aber jedes Mal, wenn ich meine Jacke im Rucksack verstaue, trifft uns erneut ein kalter Schauer. Am Stadtrand fahren wir durch Schwärme winziger weißer Fliegen. Sie haften an unseren Klamotten und in unseren Haaren. Jedes Mal, wenn ein neuer Schwarm in der Luft hängt, grunzen wir genervt, denn wir können auf dem schmalen Weg nicht ausweichen. Mit etwas Mühe erreichen wir das nördliche Ende Westerlands und haben von nun an freie Sicht auf die mit feinen Grasbüscheln bewachsenen Dünen. Dahinter braust die See.

Einige hundert Meter links von uns, an der Westküste der Insel, erstreckt sich zu beiden Richtungen ein kilometerlanger Strand, der auf unserem Weg in den Norden stets in unserem Blickfeld bleibt. Die Insel ist flach, doch zwischendurch können wir uns immer wieder einen halben Kilometer ausruhen oder müssen uns anstrengen. Haben wir uns ausgeruht, befinden wir uns im windstillen Tal zwischen den Dünen. Dann versperrt der aufgetürmte Sand den Blick auf das Meer. Gleich darauf folgt eine leichte Steigung, an deren Ende wir für unsere Anstrengung mit Meerblick belohnt werden. Die ersten Kilometer sind geprägt von diesem Rhythmus.

Wir kommen schnell voran, auch wenn wir das an der Landschaft nicht merken. Auch nach einer halben Stunde ändert sich der Ausblick kaum: Grasüberwachsene Dünen, Sand und Strand. Die Luft weht kalt aus Nordwesten, doch das Fahrradfahren lässt uns schwitzen. Die immer wieder einsetzenden Regenschauer kühlen uns von oben und peitschen uns das Wasser ins Gesicht. Dann scheint wieder die Sonne auf uns herab. Im Sonnenlicht gewinnt der sandige Inselboden an Farbe: Goldgelb leuchten die sanften Sandwellen im Kontrast zum dunklen Graublau des Meeres. Die Grasbüschel biegen sich im Seewind und selbst in der kurzen Stille zwischen den Böen neigen sie sich noch immer in die Richtung des Windes, als hätten sie sich längst der Kraft der Luft ergeben.

Nach einem Drittel der Strecke passieren wir die schmalste Stelle der Insel. Hier überblicken wir sowohl die West- als auch die Ostküste und können nicht abschätzen, ob wir nun der schäumenden Nordsee im Westen oder dem sanften Wattenmeer im Osten näherstehen. Ferner im Osten, jenseits der Bucht, erhebt sich aus dem Meer eine flache, gräulich-grüne Fläche, die sich nach Norden zieht, bis sie schließlich mit dem wolkenverhangenen Horizont zusammenfällt. Einzig die Türme der Windräder stechen wie kleine Stecknadeln hervor. Dort drüben beginnt Jütland, die große dänische Halbinsel. Obwohl es uns fasziniert, auf einem schmalen Landstreifen zwischen den Küsten zu stehen und von dem Kontrast zwischen beruhigenden Dünen und rauschender See erfüllt zu werden, schwingen wir uns wieder auf unsere Räder und trotzen dem salzigen Wind auf unserem Weg zur Nordspitze Deutschlands.

Wenig später kehren wir dem Weststrand den Rücken und biegen auf den Ellenbogen ein. Jetzt strampeln wir in östliche Richtung und ich meine, dass wir sogar einen leicht südlichen Kurs einschlagen. Wir haben den nördlichsten Punkt vorerst verpasst. Statt uns am Nordstrand mit unseren mitgebrachten Müsliriegeln und etwas Wasser zu stärken, fahren wir weiter auf der nun wieder befestigten Ellenbogenstraße, vorbei am Leuchtturm, bis die Insel im Osten zur Sackgasse wird. Hier senkt sich der Bogen sanft hinab, bis der südliche und nördliche Strand aufeinandertreffen und sich schließlich im Meer verlieren. Wir steigen ab und stapfen über die letzten Dünen hinunter zur Wasserkante. Der weiche Sand gleitet unter unseren Schuhen davon, jeder Schritt hinterlässt eine tiefe Kuhle. Etwas weiter vorn gewinnt der Strand durch die sich

zurückziehende Flut an Festigkeit. Direkt am Wasser, wo nur die kräftigeren Wellen von Zeit zu Zeit perlende Pfützen hinterlassen, wird der Sand zu rötlich-braunem Schlamm. Wir sind die einzigen, die hier rasten. Nur etwas weiter in Richtung des Nordpunktes spazieren zwei kleine schwarze Punkte. Es könnten auch Überreste der Zäune sein, die sich hier ohne ersichtlichen Grund über die Dünen bis hinunter zum oberen Stranddrittel ziehen. Ruhig ist es. Nur der Wind rauscht und die Wellen schwappen in erstaunlich gleichmäßigem Takt zu unseren Füßen, als bildeten sie den Grundschatz einer bis zur nächsten Flut fortwährenden Sequenz aus Stille und See.

Wir greifen zu unserem spärlichen Proviant. Christian operiert an seiner Kamera und sucht die perfekte Perspektive. Über dem Meer geht ein grauer Schleier aus Regentropfen nieder. Eine halbe Stunde später sitzen wir wieder auf unseren Fahrrädern und machen uns auf die Suche nach dem tatsächlichen Nordpunkt, während die meisten motorisierten Besucher den Weg zurück nach Westerland antreten. Sie waren wohl nur kurz am Strand. Mit dem Fahrrad ist nun niemand mehr unterwegs. Der stramme Gegenwind erschwert die Fahrt, steigert aber den Abenteuerwert. Jedes Mal, wenn einer der protzigen SUV an uns vorbeirauscht, erfüllt mich ein befriedigendes Gefühl der Verachtung: Geht nur in eure beheizten Hotelzimmer! Füllt eure Tanks mit Super Plus! Verlangt zu eurem schicken Abendessen mehr Sauce Hollandaise! Einen Nachmittag lang erfasse ich die Umgebung nicht durch die Windschutzscheibe – und schon wird der Fahrradsattel zu meinem hohen Ross. Dabei passiert hier draußen nicht viel, das uns zu Abenteurern macht. Woher kommt dieses Gefühl? Vielleicht ist es die Gewissheit, dass wir in die Nacht hineinradeln werden. Vielleicht ist es das Gefühl, dem Wind und Wetter der Insel ausgesetzt zu sein, während sich andere jetzt zurückziehen. Auch der Regenschauer über dem Wasser, der die Umgebung in ein verfrühtes Dämmerlicht hüllt, trägt zu der spannungserfüllten Stimmung bei, in der wir schließlich auf den Beginn des Ellenbogens stoßen und somit am nördlichen Ende unserer Reise stehen.

Vor uns erstreckt sich der Strand, der von südwestlicher Richtung aufwärtsverlaufend einen Bogen beschreibt und sich schließlich bis zum Ostende der Insel fortsetzt. Hier schützt uns keine Landmasse vor dem heranbrausenden Westwind. Blicken wir in den

Westen, erstreckt sich das Wasser bis zum Horizont. Auf demselben Breitengrad jenseits der See liegen die Städte Sunderland, South Shields und Newcastle, dazwischen nichts als Wellen. Wir befinden uns jetzt höher im Norden als die kanadische Stadt Calgary und teilen uns einen Breitengrad mit einigen Inseln der Aleuten, die zur Südspitze Alaskas gehören. Verlängern wir diese Linie von uns aus gesehen in den Osten, stehen wir nun am nördlichen Ende des Baikalsees in Sibirien. Warum wirbt das Bundesland, *der echte Norden*, nicht mit solchen Vergleichen?

Eine Minute lang stehen wir schweigend nebeneinander und blicken auf das Meer. Vielleicht wird uns beiden in diesem Augenblick bewusst, dass wir von nun an zurück in den Süden fahren werden. Vielleicht versuchen wir beide erfolglos, in unseren Gedanken zu rekonstruieren, was wir auf dem Weg hierher erlebt haben. Doch eigentlich stecken keine großen Reflexionen hinter unserem Schweigen. Für einen kurzen Moment lasse ich die Berge im Süden Berge und das Meer im Norden Meer sein – wie sollte ich denn überhaupt alles gleichzeitig erfassen können? Warum mute ich mir zu, diese Reise in ein Gedankenspiel einzubetten? Selbst wenn ich es versuche, niemals kann ich diese Erlebnisse so festhalten, dass sie ein kohärentes Ganzes bilden. All die Gedanken zwischen den Gedanken, all die Ereignisse zwischen den Ereignissen, all das Unmittelbare, das in die Zwischenräume meiner Erinnerungen fällt und zufällig wieder auftaucht oder auf unbestimmte Zeit verschwindet – wo hat all das seinen Platz? Wir stehen am Höhepunkt unserer Reise, doch eigentlich ist auch dieser Punkt nur einer von vielen. Wieso sollten wir diesen Ort also mit Freudengesten und Überschwänglichkeit würdigen? Unser Schweigen drückt das aus, was ich nicht auszusprechen vermag. Das Meer spricht für sich, es rauscht uns entgegen, doch statt zum Rausch, führt es mich zu einer Klarheit, die mich stumm in den Norden lächeln lässt.

Einer der vielen Aspekte, die mir an der Freundschaft zwischen Christian und mir gefällt, ist, dass wir nichts dramatisieren oder idealisieren. Unser Schweigen löst sich, ohne dass wir den Moment besonders hervorheben. Auch hier, am nördlichen Ende unserer Reise, sprechen wir über Dinge, die wir ebenso im Auto, auf Zeltplätzen, oder beim Frühstück thematisieren. Wir verhalten uns nicht anders, nur weil wir einen besonderen Ort betreten – und das ist es, was mir Orte nahebringt. Es sind die gewöhnlichen Gespräche

und die belanglosen Kommentare, die selbst die faszinierendste Aussicht greifbar machen. Wieso sollten Strand und Meer zu höheren Gedanken anregen? Wieso sollte die gewaltigste Kraft fesselnde Verse verlangen und wieso sollte die feinste Blume zu gefühlvollen Beschreibungen führen? Ist es nicht vielmehr die Verankerung im Gewöhnlichen, die uns ferne Erlebnisse nahebringt? Vielleicht liege ich damit falsch; vielleicht soll das Meer mehr sein als nur Meer, vielleicht braucht es das Außergewöhnliche, um überhaupt vom Gewöhnlichen sprechen zu können. Aber wenn der Anblick doch nur einen Augenblick währt, wie kann das spontane Gefühl dann in Worten dauerhaft währen? Ich denke lieber nicht darüber nach, sondern nehme eine Zigarillo aus der Schachtel, die Christian in Brandenburg gekauft hat, und lasse mir das Feuerzeug geben.

Die Regenfront erreicht uns kurz nach unserem Aufbruch. Eine Weile haben wir noch am Strand verbracht und sind umherspaziert, bis wir von der einbrechenden Dämmerung zurückgetrieben wurden. Jetzt liegen knapp dreißig Kilometer vor uns. Nach zwanzig Minuten sind wir völlig durchnässt. Die letzten Autos haben uns längst überholt. Anscheinend sind wir die einzigen Menschen im Norden der Insel. Die untergegangene Sonne wirft noch ihr letztes goldenes Licht auf den Horizont über dem Meer, während wir auf dem Land von schweren Tropfen getroffen werden. Langsam verschwinden Gras, Dünen und Meer in einem trostlosen Grauton, der auch uns schließlich ganz verschluckt.

Normalerweise wäre diese Situation zum Fürchten: Die Nacht bricht herein, unsere Schuhe sind voller Wasser, die Haare kleben auf der Stirn, der eisige Fahrwind peitscht uns den Regen frontal entgegen. Zwischen uns und dem Auto liegt das Meer und wir wissen nicht, ob und wann uns ein Zug heute noch über den Damm bringen wird. Eine weitere Frage drängt sich auf: Wo übernachten wir? Ich versuche, die überwältigenden Unannehmlichkeiten und die ungeklärten Fragen von mir zu schieben. So ist es eben unterwegs. Auch wenn ich jetzt bis auf die Haut durchnässt bin und glaube, meine tauben Finger keine Sekunde länger in die rauen Lenkgriffe krallen zu können, weiß ich, dass ich diese Stunden rückwirkend zu einem großen Abenteuer erklären werde. Bald schon werde ich im Trockenen sitzen und zufrieden an die Schinderei zurückdenken, die ich meinem Körper hier zumute. Zufrieden werde ich sein, weil ich

dann zweifellos werde sagen können, dass ich etwas Außergewöhnliches erlebt habe, etwas, das abenteuerlich und anstrengend war – aber nicht zu sehr. Es ist ein sicheres Abenteuer, gerade so strapaziös, dass wir uns später auf die Schulter klopfen können, wenn wir es überstanden haben, aber nicht strapaziös genug, um uns vergessen zu lassen, dass es tatsächlich ein Abenteuer ist. Wer sich wirklich in einer prekären Lage befindet, wird sicherlich nicht darüber nachdenken, was die Situation später einmal bedeuten könnte. Vielmehr geht es dann darum, sicherzustellen, dass es überhaupt ein wohlig-warmes Später gibt. Eine solch drängende Ungewissheit plagt uns bei weitem nicht. Früher oder später werden die Strapazen im Warmen enden. Im schlimmsten Fall stecken wir auf der Insel fest und müssen die Nachtstunden bis zum ersten Zug am Morgen irgendwie überbrücken. Irgendwo wird uns doch sicherlich noch eine Imbissbude oder ein Lokal empfangen.

Imbiss. Essen. Seit unserem Katerfrühstück im Hamburg haben wir jede Mahlzeit verpasst – oder vergessen? Zu essen schien uns hier draußen nicht wichtig. Auch der Durst hält sich in der nassen Kälte in Grenzen. Das Bedürfnis nach Wasser wird durch die widrigen Umstände verdrängt, zumal die Vorstellung, den kalten Flaschendeckel mit meinen gefühllosen Fingern aufzuschrauben, nicht gerade zum Trinken anregt. Es kommt sowieso nicht in Frage, jetzt eine Pause zu machen. Wir haben uns an die immergleichen Tretbewegungen gewöhnt und sind in Fahrt, obwohl die Muskeln, die das Fahrradfahren beansprucht, schmerzen. Die anderen sind starr und eingerostet. Wir fahren und fahren. Der Weg wird zur Pfütze, das Wasser spritzt unter den Reifen und weicht unsere Schuhe auf. Die Anstrengung, die Ermüdung, die kaum überwundene Dehydrierung und das schwächende Hungergefühl bilden einen Gesamtzustand, der einer Extremsituation gleichkommt. Unter normalen Umständen führt bereits geringere Trägheit zu Inaktivität. Jetzt aber gipfeln all die vorübergehenden körperlichen Defizite in einen endspurtartigen Schub, der uns mit heimlicher Freude an der Überanstrengung Kilometer um Kilometer vorantreibt.

Hinter jeder Düne und nach jeder Kurve erwarte ich die Stadt. Doch der Rückweg im Dunkeln zieht sich so sehr in die Länge, dass ich mich zu fragen beginne, ob wir uns verfahren haben. Aber wie sollte das möglich sein? Hier gibt es nur einen Weg in den Süden. Die ersten Lichter der Zivilisation gehören zu Kampen. Von hier sind es

noch ungefähr acht Kilometer bis nach Westerland – zumindest habe ich das am Nachmittag auf einem der Wegweiser gelesen. Ich merke kaum, dass der Regen nachlässt. Es spielt jetzt keine Rolle mehr, denn es gibt keine Steigerung zu nass. Wir könnten nicht nasser werden, selbst wenn wir in die See sprängen. Je näher wir der Stadt kommen, desto mehr versiegt der Schub, den die Extremsituation verursacht hat. Was zurückbleibt, sind nichts als ausgebrannte Muskeln und schmerzende Gelenke. Das Hochgefühl des Abenteuers fällt von mir ab. In unserer Erschlaffung sprechen wir jetzt kaum noch miteinander. Mehrsilbige Wörter sind zu anstrengend. Ich deute meine Sätze nur an. Bei strömendem Regen floss das Gespräch, jetzt krampfen die Waden und die Gedanken stocken.

Die Besucher haben Westerland vor Stunden verlassen. Das Zentrum des Ferienortes liegt ruhig und vom Regen glänzend im gelben Licht der Straßenbeleuchtung. Unsere Fahrradreifen zischen auf dem feuchten Asphalt. Diejenigen, die hier übernachteten, ruhen sich längst auf ihren Zimmern aus. Unser Tag findet hier noch kein Ende. Wir stellen die Fahrräder an die Verleihstation, werfen beide Schlüssel in den Briefkasten und gehen auf unsicheren Sohlen davon. Unsere Füße gewöhnen sich nur langsam an den wiedergefundenen Bodenkontakt. Ich fühle mich, als wäre ich lange fortgewesen, länger als geplant. Zerzaust, aufgeweicht und mit geröteten Gesichtern gehen wir die wenigen Meter bis zum Bahnhof. Ein Zug steht bereit; bald fährt er hinüber aufs Festland. Die Wartezeit reicht gerade so für eine Kugel Eis. Es soll von innen wärmen, sagen wir uns. Man soll übrigens bei Hitze warmen Tee trinken, sagen wir uns auch. Mehr haben wir uns für den Moment nicht mitzuteilen. Wir steigen in den mittleren Teil des Zuges, setzen uns jeweils in einen Zweiersitz und hören den Türen beim Schließen zu. Man begrüßt uns im Express nach Hamburg. Wir lassen uns nur über den Damm bringen, verabschieden uns nach zwanzig Minuten vom Schaffner und werden in Niebüll von der kalten Nacht empfangen.

Glückstadt bis Norden

Bevor wir weiterfahren – ja, wohin denn? – will ich meine nassen Klamotten ablegen und mir bequemere Kleidung überziehen. Es ist wie das Nachhausekommen nach einem strengen Wintertag:

Trockene Wollsocken und ein Kapuzenpullover schlagen die Strapazen der Außenwelt in die Flucht. Zuhause verbreitet sich zur angenehmen Ofenwärme der Geruch von Brennholz, dazu passt ein heißer Früchtetee. So kehren wir jetzt heim. Nur steht unser derzeitiges Zuhause im dritten Stock des Parkhauses, ist ausgekühlt und riecht nach nassem Zelt. Als wir einsteigen, fällt wieder starker Regen. Klamotten gewechselt wird später. Die digitale Landkarte spricht zu uns: *unbekannte Straße*. Das klingt gut, dorthin wollen wir fürs Erste.

Trotz der Ungewissheit bin ich froh über unsere Weiterfahrt. Noch fühle ich einen dumpfen Schmerz in meinen Knochen, aber mein Körper taut langsam wieder auf. Allein die Tatsache, dass ich jetzt für unbestimmte Zeit sitzen kann und mich nicht mehr anstrengen muss, lässt mich wieder mehrsilbige Wörter finden. Ich werde geradezu gesprächig. Auf einem verlassenen Parkplatz halten wir kurz an. Ich flitze mit wiedergefundener Kraft zum Kofferraum, schnappe mir die wärmsten Socken aus meiner Tasche, ziehe mir einen trockenen Pullover über und tausche meine Sportschuhe gegen dicke Winterstiefel. Wir sollten uns auf keinen Fall erkälten. Das wäre wohl das Ende der Reise, besonders weil in diesem Herbst jedes Hüsteln verdächtig nach Virusinfektion klingt. Bisher hinterließ die nächtliche Kälte keine Spuren, nicht mal ein leichtes Halskratzen. Das liegt wohl auch daran, dass wir kaum Kontakt zu anderen Leuten hatten. Hoffentlich war Sven gesund. Als ich wieder auf dem Beifahrersitz platzgenommen habe, drehe ich die Heizung auf 24 Grad.

In der trockenen Wärme überkommt uns das bisher vergessene Hungergefühl. Nach der überwundenen Anstrengung denken wir nur noch an unser Abendessen. Unter normalen Umständen könnte ich vor Hunger sicherlich kaum mehr geradeausblicken. Seit unserem Frühstück sind zwölf Stunden vergangen. Am Nachmittag haben wir uns eine kleine Packung Nüsse geteilt, danach gab es nur noch eine Kugel Eis in Westerland. Zuhause würde mir eine solche Diät sicherlich üble Laune bereiten. Mit knurrendem Magen kann ich weder nachdenken noch arbeiten. Heute war ich allerdings stets mit anderen Dingen beschäftigt: Ausnüchtern, Wachbleiben, Fahrradfahren, Durchhalten. Essenspausen ergaben sich einfach nicht. Ich habe mich oft gefragt, wie man mehrere Tage ohne Essen überleben kann. Vielleicht ist es

nicht so schlimm, wenn man nicht darüber nachdenken kann; wenn das Hungergefühl durch drängendere Notwendigkeiten unterdrückt wird. Nach einigen Tagen aber wird das Bedürfnis nach Nahrung trotz aller ablenkenden Umstände sicherlich so groß, dass es in den Vordergrund rückt. Nach nur einem halben Tag ohne Essen muss sich unsere Not aber noch in Grenzen halten. Trotzdem macht sich Erleichterung breit, als wir an einer beleuchteten Pizzeria vorbeifahren. Wir drehen sofort um. Heute fällt wohl nicht nur das Frühstück ungesund aus.

In dem kleinen holsteinischen Dorf bekommen wir nicht nur eine Pizza, sondern auch eine buchhalterisch korrekte, bis ins Detail hingabevoll erstellte Rechnung, als hätten wir teure Waren bestellt. Christian übernimmt die Bezahlung, ich drücke gedanklich den Stempel aufs Papier: Rechnung eingegangen und beglichen. In dieser Pizzabude läuft alles so korrekt ab, dass die Frau hinter dem Ladentisch, die uns von ihren Jugendjahren in Freiburg erzählt, sicherlich umgehend ihr Kontenführungsprogramm aufrufen und den Ertrag verbuchen wird. Dabei ist die Ware noch im Ofen. *Soll an Haben. Kasse an Umsatz*. Dann kommen wir endlich an die Pizza. Zum wievielten Mal auf dieser Reise beschleicht mich eigentlich das Gefühl, dass wir seit langer Zeit die ersten Gäste sind? Bekommt hier jeder einen Bestellschein und eine Rechnung, oder sehen wir aus wie Hobbybuchhalter? Draußen ist es ruhig. Ich bin mir sicher, heute verirrt sich niemand mehr in diesen Laden – schade, denn die Pizza schmeckt vorzüglich. Den warmen Karton auf dem Schoß ziehen wir zufrieden weiter, verlassen das nordfriesische Dorf in Richtung Süden und steuern tiefer hinein in die vom Regen klargespülte Nacht.

Das Essen steigert meine gute Laune zur Ausgelassenheit. Ich biete an, das Steuer zu übernehmen und bin mehr als bereit für eine weitere Nachtfahrt: Ich will durchfahren, irgendwohin, hinaus in den Westen, bis wir an die Grenze stoßen – die Landesgrenze oder die Grenzen der Müdigkeit. Die Freude über das Ungewisse ist wohl auch die Freude über das Ungewöhnliche: Anders als sonst schrecke ich nicht vor dem Unbekannten zurück. Ich schiebe den Drang, alles zu durchdenken und zu planen, von mir und kralle mich im Gegenteil fest. Das Gefühl, etwas zulassen zu können, das sonst eher Unbehagen verursacht, bestärkt meine Freude zusätzlich. Christian fährt das Auto auf einen gepflasterten Parkplatz am Straßenrand, wo wir kurz rasten und die Plätze tauschen. Nichts wird von mir verlangt,

außer sicher zu fahren – und ich fahre sicher. Ich übersetze das aufschießende Glücksgefühl nicht auf die Straße, verfallende nicht in Selbstüberschätzung, sondern halte das Lenkrad mit beiden Händen fest, schwebe langsam über den Asphalt und freue mich auf jede Kurve, jede Kreuzung und jedes Hindernis, das ich sanft umfahren kann.

Bis Mitternacht gleiten wir auf nordfriesischen Landstraßen dahin. Dann stoßen wir auf eine Hürde, die meine Zuversicht ertränkt: die Elbe. Zurück nach Hamburg wollten wir nicht. Stattdessen bogen wir bei Itzehoe in südwestliche Richtung ab, in dem Vorhaben, den neuen Tag in Niedersachsen zu beginnen. Das einzige Problem bei diesem Plan: Er ist nicht wasserdicht. Die Elbe bereitet sich hier auf ihre Mündung vor und gewinnt bereits bei Glückstadt beachtlich an Breite. Wir haben mit einem Elbtunnel gerechnet, wie wir ihn aus Hamburg kennen. Diese Annahme war falsch. Hier zeigt sich, wie wichtig topographische Kenntnisse auf unserer Reise sind. Anders als die meisten Regionen, durch die wir reisen, war mir das nördliche Niedersachsen rund um Cuxhaven und Bremerhaven nur vage von der Landkarte bekannt. Auch Christian war noch nie dort. Jetzt stehen wir am Flussufer. Die Elbe strömt ruhig in Richtung Meer. Keine Brücke hebt sich über das Wasser, kein Tunnel gräbt sich auf die andere Seite. Die nächste Fähre verlässt den Hafen am frühen Morgen. Wir müssen umkehren oder schlafen – und entscheiden uns für Letzteres. Endlich werden wir vernünftig.

Kompromisslos bereiten wir uns auf die Nacht vor: Wir suchen nicht lange nach einem ruhigen Ort, sondern stellen uns auf den nächstbesten Parkplatz am Straßenrand. Unsere Taschen, Schlafsäcke und Schuhe, unseren Wasserproviand und die restliche Pizza im Karton – alles verstauen wir, ohne auf Ordnung zu achten, im Kofferraum. Als ich die letzten Zwischenräume mit meiner zum Schlafen überflüssigen Jacke stopfe, wundere ich mich über die schiere Menge der aufgestapelten Dinge. Die Heckklappe stockt beim Schließen, fällt aber mit einem gedämpften Klicken zu. Der entstandene Freiraum auf der Rückbank erlaubt es uns, die Sitze zu einer notdürftigen Liege umzuklappen. Natürlich sind sie dafür nicht gedacht. Egal wie wir uns drehen und wenden, irgendeine Stelle des Sitzes drückt immer unangenehm in den Rücken. Weil ich kleiner bin als Christian, arrangiere ich mich auf dem Fahrersitz mit dem Lenkrad. Immerhin kann ich mich ausstrecken, aber das Steuer raubt

mir sämtliche Beinmobilität. Ich versuche, mit einem leeren Getränkekasten die dreißig Zentimeter zwischen Sitz und Fußbodenmatte auszugleichen, um nicht in angewinkelter Sitzhaltung schlafen zu müssen. Mit mäßigem Erfolg spanne ich meinen halbwegs getrockneten Pullover über einen Haken an der B-Säule, um die Straßenbeleuchtung und neugierige Blicke möglicher Passanten auszusperren.

Die Umgebung bleibt uns heute Nacht fremd. Wir wissen nur, dass der breite Fluss rechts von uns das südliche Ende des *echten Nordens* bildet. Links von uns schläft die lautlose Glückstadt. Zumindest was den Ortsnamen betrifft, hätten wir uns kein besseres Ende für den Höhepunkt unserer Reise wünschen können. Als ich umständlich in meinen Schlafsack krieche, gelten meine Gedanken jedoch nicht nur der sprechenden Ortsbezeichnung. Der aufgeschobenen Elbüberquerung und dem unkomfortablen Nachtlager zum Trotz fühle ich mich zuversichtlich und erwartungsfroh. Sobald wir aufwachen, können wir einfach losfahren. Wir müssen uns nicht um das Zelt kümmern, frühstücken können wir unterwegs wann immer wir wollen, das Abspülen am Morgen ersparen wir uns dadurch auch. Zu reisen erschien mir nie unkomplizierter als in dieser unbequemen Nacht. Für meine Zufriedenheit genügt es, diesen strapaziösen Tag mit ein paar Stunden Schlaf und trockenen Füßen zu beenden. Morgen wollen wir uns irgendwo im östlichen Friesland in einer Hütte ausruhen, wo wir uns sortieren und waschen können. In diesem Moment könnte ich mir keine glücklicheren Umstände ausmalen.

Als ich meine Augen schließe, rechne ich nicht damit, dass ich einen längeren Zeitraum am Stück schlafen werde. Tatsächlich wird meine erste Einschlafphase bald durch einen lästigen Bewegungsdrang gestört. Auf dem schmalen Sitz gestaltet sich das Umdrehen jedoch schwierig. Ich begnüge mich damit, meinen Kopf zur Seite zu neigen und blicke eine Weile nach draußen. Eigentlich hätte ich Lust, weiterzufahren. Vielleicht hätten wir doch durch den Hamburger Elbtunnel fahren sollen. Zur Frühstückszeit wären wir dann sicherlich in Bremen gewesen. Ich male mir aus, wie weit wir hätten fahren können, weiß aber, dass mich die Selbstüberschätzung nun doch eingeholt hat. Bald wären wir sowieso müde geworden. In jedem Gedankenszenario setzt sich die Nacht im Auto als Unumgänglichkeit durch. Ich bin zufrieden mit diesem

Gedankenergebnis. Wir haben wohl nichts verpasst. Morgen erholen wir uns in der Hütte. Ich denke immerzu an *die Hütte*, habe aber kein konkretes Ziel im Sinn. Irgendwo im Nordwesten Deutschlands werden wir sicherlich das materielle Gegenstück zu meiner Vorstellung finden. Als ich aufwache, schmerzt alles. Es ist hell.

Die erste Fähre haben wir um knapp drei Stunden verpasst. Kurz nachdem sich meine Augen an die Helligkeit gewöhnt haben, weiß ich das jedoch noch nicht. Hinter uns, auf der Straße zur Anlegestelle, herrscht jetzt reges Treiben. Ich bleibe noch eine Weile liegen und erkunde die unmittelbare Umgebung, ohne mich dabei zu bewegen. Direkt links von mir endet der Parkplatz. Hier beginnt ein Wäldchen, das sich oberhalb eines kleinen Anlagensees befindet. Auf der Beifahrerseite erstreckt sich der große Parkplatz. Nur ein anderes Auto steht am Ende der Asphaltfläche. Dahinter staut sich der Verkehr; man wartet auf die Ankunft der Fähre. Alles andere entzieht sich dem Blickfeld meiner schweren Augen.

Zum Aufwachen spazieren wir beide nacheinander um den See. Während der eine seine Runde dreht, lichtet der andere das Durcheinander im Kofferraum und verstaut seinen Besitz auf der Rückbank. Ich schlüpfe widerwillig in meine Jeans und ziehe mir einen weiteren Pullover über. Wahrscheinlich hätten wir bis in den Vormittag hinein geschlafen, wäre da nicht diese feuchte Kälte gewesen. Jetzt zittere ich von innen heraus – und der Seespaziergang macht es nicht besser. Die Umgebung wirkt leicht verschoben, als wäre mir der Übertritt zwischen Traum und Realität nicht wirklich gelungen. Vielleicht sind es die kräftigen Farben, die sich vom Morgengrau des Himmels abheben, vielleicht ist es nur mein trüber Kopf – etwas Traumartiges hängt jedenfalls noch über der Gegend. Auf der gegenüberliegenden Seite des Sees gehe ich an einer Reihe großer Wohnhäuser vorbei. Bei diesem Anblick beschleicht mich das Gefühl, es sei Sonntagmorgen und ich wanke heimwärts nach einer durchzechten Nacht. Meine schmerzenden Glieder passen zu dieser Vorstellung, ebenso meine ziehenden Augenlider und die vor Müdigkeit gelähmten Gedanken. Oben auf dem Parkplatz geht Christian umher. Wahrscheinlich trägt auch seine Gegenwart zu meinem Gefühl bei: Es wäre nicht das erste Mal, dass wir diesen Zustand der schlafmangelbedingten Geistesverschrobenheit miteinander teilen.

Das Frühstück besteht aus dem letzten Stück Pizza und einem Hanuta, nachgespült mit einem Schluck Listerine für das abrundende Frischegefühl. Dann reihen wir uns in den Verkehr ein und warten auf die Überfahrt. Die sollte ja nicht lange dauern, sage ich mir. In ein paar Minuten setzen wir unsere Fahrt sicherlich schon in Niedersachsen fort. Nach kurzer Wartezeit rollen wir zusammen mit erstaunlich vielen Lastwagen die Rampe hinauf und werden auf unsere designierte Spur gewiesen. Schon senkt sich die Bugklappe, die Motoren vibrieren und wir setzen sachte vom Ufer ab. Christian streift auf Deck umher, wohl auf der Suche nach etwas Essbarem. Doch einen Verkaufsstand gibt es nicht. Ich bemühe mich nicht, nach draußen zu gehen. Gerade höre ich auf zu frieren; Wind habe ich gestern schon genug abbekommen. Außer Autos und Lastwagen sehe ich vom Beifahrersitz nicht viel, wundere mich aber über die wiederholte Kursänderung der Fähre. Ich spüre weder die Drehung des Schiffes noch den Wellengang. Wir gleiten sanft dahin. Ein Blick in den wolkenverhangenen Himmel verrät mir aber, dass wir uns mehr oder weniger im Kreis bewegen. Ein Regenband zieht über das niedersächsische Friesland. Mal blicke ich der Wolkenmasse direkt entgegen, dann dreht die Fähre ab, folglich rotiert das dunkle Band nach rechts, verschwindet dann ganz und taucht wenig später links wieder auf. Als die Regenwolken wieder zentral in meinem Blickfeld erscheinen, ist bereits eine knappe Viertelstunde vergangen. Die Elbe nimmt kein Ende.

Die Müdigkeit plagt mich jetzt. Ich verbringe die restliche Überfahrt damit, an *die Hütte* zu denken. Die Beine auszustrecken, nach Belieben zu dösen oder zu lesen, den Schmutz der letzten beiden Tage abzuwaschen – dieser Wunsch treibt uns vorwärts. Wir unterhalten uns über die warme Hütte, als müssten wir sie nur noch aufschließen und eintreten. Dabei wissen wir noch längst nicht, wo wir nach der Unterkunft suchen sollen. Dass unsere Vorstellung irgendwo tatsächlich existiert, hinterfragen wir nicht. Die Hütte gibt es – wir müssen sie nur finden. Der einsetzende Regen bestärkt uns in dem Vorhaben. Unsere Suche hat oberste Priorität. Im Zelt zu schlafen käme heute einer Strafe gleich, denn wir haben uns gedanklich schon auf den Duft der vom Ofen erwärmten Holzwände eingestellt. Jede Abweichung davon wäre jetzt eine unerträgliche Enttäuschung. Mit einem Ruck legt die Fähre am anderen Elbufer an,

Christian startet den Motor und wir rollen die Rampe hinab in den Regen.

Gleich darauf besorgen wir uns neuen Proviant. Die Gänge des Einkaufsladens, am trüben Tag vom grellen Licht bestrahlt; das Gemurmel und Geschiebe; die Werbeansagen und das unregelmäßige Tuten der Kassenscanner – alles macht einen unwirklichen Eindruck auf mich. Ich beobachte nichts, will auch nichts wahrnehmen oder festhalten. Eigentlich will ich nur wieder im Auto sitzen und mich meiner Trägheit hingeben. Etwas – das Einzige – das ich immer wieder in Gedanken ausformuliere: Das macht doch keinen Sinn. Ich weiß selbst nicht, was ich damit aufzeigen will, aber das ist mein einziger gedanklicher Kommentar zu unserer Lage. Ich meine das nicht wertend. Es macht natürlich Sinn, dass wir für unser Abendessen vorsorgen und unsere Pfandflaschen abgeben. Aber in welchem Zustand machen wir das! Wir tragen dieselben Klamotten wie auf unserer Radtour an die Nordspitze. Nach den Strapazen und der kurzen Nacht sind wir bleich und unrasiert. Niemand weiß, woher wir kommen oder wohin wir fahren. Wahrscheinlich denken die anderen, wir seien zwei seltsame Gestalten, die seit geraumer Zeit den Anschluss an die Realität verloren haben. Ich würde ihnen gerne mitteilen, wer wir sind und was uns hergeführt hat. Macht das Reisen nur Sinn, wenn man sich als Reisender darstellen kann?

All diese Leute wohnen hier in der Gegend. Wir sind zum ersten Mal hier. Ich kann die Bedeutung dieses Gedankens nicht fassen. Die Menschen vor und hinter uns an der Kasse führen ihr Leben hier in diesem Dorf, das für uns, wenn überhaupt, nur ein unbedeutender Zwischenhalt ist. Vielleicht hat sich das ganze Leben des Rentners, der gerade mit ungeschickter Hand Spülmaschinensalz und Heringsdosen auf das Kassenband legt, in einem für uns namenlosen Dorf abgespielt, in einem unbedeutenden Zwischenhalt. Das macht doch keinen Sinn.

Vielleicht fühle ich mich mit der Unmöglichkeit konfrontiert, die Fülle der zu erzählenden Geschichten, die im Gewöhnlichen stecken, zu durchdringen. Vielleicht ist es das Bedürfnis, meine eigene Rolle in diesem Durcheinander zu bestimmen – jedenfalls macht etwas für mich keinen Sinn. Welchen Sinn hat es, hier zu leben? Ebenso könnte ich mich fragen, welchen Sinn es hat, in Tübingen zu leben. Für mich spielt sich alles an meinem Wohnort ab. Tübingen

prägt mein Studium, meine Art zu denken, meine Aussicht auf die Zukunft. Doch was bedeutet das schon für jemanden, der nur durch Zufall in die Stadt gelangt? Für diese Person ist mein komplettes Umfeld reduzierbar auf eine Randnotiz. Und doch muss diese Randnotiz erst entstehen, bevor das Gefühl der Sinnlosigkeit erfassbar wird. Ich habe jetzt den Einkaufsladen eines Dorfes gesehen, das für mich eine Randnotiz bleibt. Dabei hätte ich mich nie so fern von diesem Dorf fühlen können, wenn ich nicht dort gewesen wäre. Es musste erst ein Eindruck entstehen, der der Sinnlosigkeit ein Gesicht gibt, denn eigentlich liegen weder Sinn noch Unsinn irgendwo zwischen Wischhafen und Tübingen verborgen. Sicherlich werden meine Gedanken ausgelöst durch meine extreme Trägheit und durch das Bestreben, den Sinn eines Spiels zu durchdringen, das jenseits meines Verständnisses abläuft. In nichts, das hier vor sich geht, spiele ich eine Rolle. Kaum etwas bleibt von uns zurück, nicht mehr als ein Kassenbon. Dabei ist unsere Reise doch mehr wert als nur eine verblassende Notiz? Haftet die Sinnlosigkeit auch an uns; an unserem Vorhaben?

Ich bin froh, dass uns draußen wieder die frische Regenluft erwartet. Die Sinnlosigkeit prasselt auf uns herab; wir erfrischen uns darin. Gäbe es einen übergeordneten Sinn, so wird er, zumindest hier und jetzt, weggespült und verdrängt durch unser allesbestimmendes, unmittelbares Bestreben, am Nachmittag die Hütte zu erreichen.

Von den mächtigen Blätterdächern der Alleebäume fallen schwere Tropfen auf das Autodach. Das Knacken des Aufpralls erinnert eher an Steinschläge als an spritzendes Wasser. Über eine Stunde lang ziehen sich weite Felder zu beiden Seiten der Landstraße hinweg. Immer wieder biegen wir ab, verlassen mal eine größere Straße für eine schmalere Weg, folgen dann wieder einer Hauptstraße mit Fahrbahnmarkierung, die uns wiederum auf ein holpriges Nebensträßchen führt. Die Umgebung scheint sich nie zu ändern. Feldwege kreuzen die Hauptstrecke, vereinzelt tauchen Höfe mit Siloanlagen und Wohnhäusern auf, riesige Traktoren kommen uns entgegen oder verlangsamen unsere Fahrt. Landwirtschaft erreicht hier andere Dimensionen, als wir es von zuhause gewohnt sind. Alles wirkt organisiert und ökonomisiert. Die Nutzfahrzeuge schüchtern uns durch ihre schiere Größe ein. Selbst im herbstlichen Dauerregen ruhen die Maschinen nicht. Helles Scheinwerferlicht überstrahlt den

trüben Vormittag. Akribisch beackern sie etwas, das sich meinem Blick und meiner Kenntnis entzieht.

Wir fahren zunächst tiefer hinein in dieses Muster aus Feldern, Wegen und Höfen, passieren dann die Kleinstadt Bremervörde, biegen dort auf eine Bundesstraße ein und nähern uns schließlich urbaneren Gegenden, die den letzten von drei Stadtstaaten auf unserer Reise ankündigen. Je dichter der Verkehr wird, desto mehr merken wir: Wir sind nicht in Stimmung für Bremen. Starkregen und Müdigkeit nähren die Versuchung, einfach weiterzufahren und weit weg von jeglichen Metropolregionen zu entspannen. Dieses Vorhaben wollen wir nach wie vor realisieren. Trotzdem steuern wir die Autobahn an, die uns direkt in das zwölfte Bundesland seit Reisebeginn führt. Die Scheibenwischer geraten angesichts der Wassermassen in Verlegenheit. Wir möchten nach einer kurzen Frühstückspause gleich wieder verschwinden.

Planlos zirkeln wir um das Stadtzentrum herum. Eine nähere Stadtbesichtigung kommt nicht in Frage, wenngleich ich gerne über den Marktplatz spaziert wäre. Schließlich parken wir in einer bepflasterten Seitenstraße, die sich binnen weniger Minuten in eine Pfütze verwandelt. Direkt hinter uns poltern Straßenbahnen über einen Knotenpunkt in drei verschiedene Richtungen. Menschen in Regenjacken sammeln sich unter dem Dach der Station in einem Wald aus Regenschirmen. Der Bezirk macht auf mich den Eindruck eines belebten Pausenhofes zur Mittagszeit, überall herrscht Durcheinander und Menschengewimmel. Man überquert kreuz und quer die beiden durch die Schienen getrennten Straßenspuren. Auf dem Bahnsteig erfolgt ein reger Austausch: Man steigt schnell in die Bahnen ein oder aus und eilt hinfort. Vor der Theke beim Bäcker nickt man sich kurz und anerkennend zur Mahlzeit zu. Wir müssen draußen warten: Zu viele Bremer drängen sich schon in dem kleinen Laden aneinander. Die nächsten Bahnen bringen immer mehr Schüler auf den Pausenplatz. Sie verstecken sich unter ihren bunten Schirmen und werden trotzdem nass, genau wie wir. Wir haben keinen Schirm. Nach zehn Sekunden Fußweg sind unsere Kapuzenpullover völlig durchnässt.

Der Bäcker lässt uns zu lange warten, also besorgen wir unser Frühstück im Laden gegenüber. Gleich darauf machen wir uns auf den Weg zurück zum Auto. Unser Besuch kommt leider zur falschen Zeit. Wir wollen raus aus der Stadt, weg von den Menschen und hin

zur Ruhe. Unsere selbstaufgelegte Pflicht haben wir erfüllt: Wir waren kurz in Bremen, auch wenn wir das Bundesland so hastig verlassen, wie wir gekommen sind. Das ist wohl der Preis für unseren Lebenswandel der letzten Tage. Wir haben keine Nerven mehr für das Stadtgetümmel. Ebenso könnten wir auf das Regenwetter verzichten, doch wir akzeptieren es anstandslos. Alle drehen durch, bemerkt Christian, nur weil es ein bisschen nass wird. Ich muss zugeben, es schüttet wie aus Kübeln. All diese Leute in der Fußgängerzone waren gestern nicht auf Sylt. Sie hatten nicht die Möglichkeit, sich an das Herbstwetter zu akklimatisieren und es ist ihnen nicht egal, wenn ihre Haare triefen – mir normalerweise auch nicht. Doch ich denke an die Hütte und mir wird warm.

Wir frühstücken während der Fahrt. Christian schlürft Kaffee und genießt sein Süßgebäck. Meine Mahlzeit fällt hingegen zu jeder Tageszeit herzhaft aus, das Hanuta zur Vorspeise ausgenommen. Das deftig belegte Brötchen und das kalte Wasser beleben mich, sodass ich jetzt endlich die nötige Konzentration aufbringen kann, um eine zu unseren Vorstellungen passenden Übernachtungsmöglichkeit ausfindig zu machen.

Guter Dinge lassen wir die Stadt hinter uns und biegen ab in Richtung Westen. Irgendwo zwischen Sylt und hier haben wir unseren vorübergehend leidigen physischen Zustand akzeptieren gelernt. Das beklemmende Gefühl der Unsauberkeit weicht naiver Selbstironie, die einer körperlichen Befreiung gleicht. Unser Äußeres zeugt von Abenteuer, von erinnerungswürdigen Erlebnissen und Anstrengung. Vielleicht fallen wir damit in der Stadt auf, hier draußen im Friesland bleiben wir aber ungestört. Dann sind wir eben müde und schmutzig. Wie oft waren wir schon frisch und ausgeschlafen, um auferlegten Pflichten nachzugehen. Es mag beklemmend sein, eine Aufgabe in einem Zustand der Trägheit zu erledigen. Wenn wir aber nach unserem Stadtbesuch keine Aufgaben mehr vor uns haben, wozu sollten wir dann erfrischt und fit sein? Warum sollten wir Trägheit und zerzaustes Haar nicht als Zeichen überwundener Strapazen tragen? Wir drehen die Musik laut auf, bringen die Lautsprecher an ihr Limit, Christian lenkt uns sicher und ich tanze im Sitzen, springe hinein in den Lärm, als könnte ich mich darin erfrischen.

Als ich meine seltsame Stimmung in genügend Ausgelassenheit ertränkt habe, rufe ich das Ostfriesland an. Man

sichert uns eine Hütte zu, auf einem Campingplatz zwischen Leer und Aurich, bezugsbereit am Nachmittag. Ich bin erleichtert darüber, dass wir uns eine langwierige Suche ersparen. Die Erleichterung mischt sich mit der aufgesetzten Ausgelassenheit von vorhin zu einer Art beruhigten Vorfreude. Ich kann die frohe Erwartungshaltung jetzt zulassen, ohne Gefahr zu laufen, später umso mehr enttäuscht zu werden. Nichts soll unsere entspannten Abendpläne durchkreuzen. Die Gegend wirkt durch diese Gewissheit trotz des Regenwetters einladend. Bis zum Nachmittag stehen uns alle Möglichkeiten diesseits der Grenze offen.

Gemächlich nähern wir uns den Niederlanden. Wir lassen uns jetzt Zeit, wollen die Gegend im äußersten Nordwesten Deutschlands in aller Ruhe erkunden, bis es Zeit wird, unseren Schlafplatz zu beziehen. Bei Leer drehen wir ab in Richtung Norden, streifen Emden und riechen wieder das Meer. Weit auseinanderliegende Backsteingebäude bilden langgezogene Dörfer zu beiden Seiten der Straße, dazwischen weht das Gras im salzigen Seewind. Wir erreichen Norden. Weiter im Westen waren wir auf unserer Reise bisher nicht. Die Stadt Norden bildet zwar nicht den westlichsten Punkt des Landes, dennoch endet hier das Land. Bei Norddeich türmen sich die letzten flachen Wiesen zu einem Damm, der sich wie eine grüne Flutwelle an der Küste entlangzieht. Hunderte, wahrscheinlich tausende Schafe grasen hinter einem Zaun am Hang und heben träge ihre Köpfe, als wir auf dem Feldweg unterhalb des Dammes an ihnen vorbeifahren. Aus dem Fenster blöke ich den Wollknäulen entgegen, treffe aber nicht den richtigen Ton. Nur eines der tausend Schafe grüßt mich zur Antwort, die aber eher verlegen ausfällt und vom Wind verzerrt wird.

Wir stellen das Auto auf einem verlassenem Baustellenparkplatz ab und gehen ein paar Schritte über den Damm. Statt eines Sandstrandes erstreckt sich direkt am Wasserrand eine mindestens zehn Meter breite, makellos asphaltierte Fläche. Sie beschreibt entlang der Küste einen flachen Bogen, der, von unserem Standpunkt aus gesehen, zu beiden Seiten hin nach einigen Kilometern in den grauen Horizont übergeht. Direkt vor uns liegt wolkenverhangen und ruhig, fast geräuschlos, das Meer. Das Aufeinandertreffen der rennstreckenähnlichen Fahrbahn mit dem düsteren Wattenmeer wirkt eigenartig. Wir rätseln über die Funktion dieser überdimensionierten, markierungslosen Straße. Nur zwei

Fahrzeuge finden ihren Weg hierher. Wie wir nachher erfahren, sitzt in einem davon ein Baustellenarbeiter, dessen Auftrag lautet, die Schranke vor unserem inoffiziellen Parkplatz zu schließen.

Es regnet noch immer große Tropfen, die uns der Wind ins Gesicht treibt. Hier gibt es nichts zu tun. Eigentlich würde ich gerne das Meer bestaunen, den salzig-modrigen Geruch und die Stille aufsaugen. Doch ich weiß hier nichts mit mir anzufangen. Spazieren wollen wir nicht; ankommen würden wir sowieso nirgendwo, selbst wenn wir der Rennstrecke mehrere Kilometer folgten. Zu beiden Seiten erstreckt sich kilometerweit derselbe Abschnitt: Meer, Straße, Damm so weit das Auge reicht. Ich finde keine Details, keine Unterschiede, keine herausstechenden Merkmale. Die leicht bogenförmige Küstenlinie erweckt den Eindruck, unsere Position befände sich auf einer senkrecht durch das untere Ende des Bogens verlaufenden Achse, die das Abbild der einen Seite in spiegelverkehrter Form auf die andere Seite wirft. Wir können nur stehen und starren, alles andere wäre zeitaufwendig und zwecklos: Die Perspektive würde sich ja doch nicht ändern. Das Meer liegt als Tatsache vor uns, doch in dieser Eintönigkeit kann ich es kaum erfassen. Es fällt mir schwer, zu glauben, dass hier dieselbe Nordsee beginnt, die mich auf Sylt so fasziniert hat. Dieser stahlgraue Ozean wirkt distanziert und undefinierbar, wie eine verschwommene Kopie der gestaltlosen Wolkendecke über uns.

Als wir unseren kurzen Besuch beenden, nicke ich in Richtung Meer, als könnte ich so die fehlgeschlagene Verbindung zu dem stummen Wasser für einen Moment wiederherstellen. Gleichzeitig verabschiede ich mich mit dieser Geste – sowohl vom Meer als auch vom Norden. Das letzte Mal auf unserer Reise haben wir Meerblick. Gleich kehren wir der Küste den Rücken, durchqueren dann die Stadt Norden und verlassen in absehbarer Zeit, vielleicht schon morgen, auch den Norden des Landes.

Unterwegssein

Während ich mir meine Kapuze über die Stirn ziehe, um die Angriffsfläche für den Regen zu verkleinern, erkennt Christian das Problem: Man versperrt uns den Weg. Der Bedienstete, der uns zuvor unten am Damm im Auto entgegenkam, zieht jetzt den Schlagbaum

vor dem Parkplatz nach unten und macht Anstalten, diesen an der Auffangvorrichtung durch ein Schloss zu fixieren. Als ich das realisiere, rennt Christian schon los. *Hee, halt!* ruft er von oben dem Mann entgegen. Die Lage muss ernst sein, denke ich, denn bisher strahlte Christian ausnahmslos Entspannung und Ruhe aus. Jetzt sprintet er den Hang des Dammes hinab und versucht, durch Rufe und Winkbewegungen auf sich aufmerksam zu machen. Ich trabe hinterher und vertraue darauf, dass Christians unaufgeregte Art zu kommunizieren den Ärger des Parkplatzwärters abgefangen haben wird, bis ich den Ort des Geschehens erreiche. Ich rechne mit Diskussionen, denn wir parken ja auf einer verlassenen Baustelle, wo wir eigentlich nichts zu suchen haben. Aber ich vergesse, dass wir in Norddeutschland sind. Zuhause müssten wir in einer solchen Situation vermutlich Schimpftiraden über uns ergehen lassen und uns wegen Missachtung des Baustellenbetretungsverbot es verantworten. Am Norddeich hingegen zieht der freundliche Warnwestenträger die Schranke einfach wieder nach oben, wirft uns einen friesisch-lässigen Blick zu und meint: *Gerade nochma' Glück gehabt, nich'?*

Erleichtert über die vereitelten Schwierigkeiten und schon wieder durchnässt, dieses Mal von unserem viertelstündigen Küstenaufenthalt, steuern wir nun unser ersehntes Zwischenziel an. Auf der uns vom Hinweg vertrauten Strecke durchqueren wir Norden und folgen der Hauptstraße in Richtung Süden, bis wir, statt zurück nach Emden zu fahren, nach Aurich abbiegen. Dahinter, auf halber Strecke zwischen Aurich und Leer, liegt ein Meer, das eigentlich ein künstlich angelegter Binnensee ist. Ein Süddeutscher im niederdeutschen Sprachraum kann sich wohl darüber wundern. Hier erhält jedes Gewässer, dessen Größe eine gewöhnliche Pfütze übertrifft, die Bezeichnung Meer, während der Ozean als See bezeichnet wird. Wenn der See bei Timmel für Norddeutsche das Timmeler Meer ist, wäre dann der Bodensee folgerichtig das schwäbische Meer? Wenn das zu Verwirrung führt, können sich Schwaben und Friesen immerhin darauf einigen, dass, wer das Nordmeer sucht, einige Breitengrade nördlich der Nordsee fündig wird.

Der Regen hüllt das kleine Meer in graue Schleier, doch das macht uns nichts, denn man hält die Schlüssel für uns bereit. Unweit des Meeres und der Dauercamper, am Rande eines namenlosen Tümpels – vielleicht das Campermeer – steht eine kleine Holzhütte

mit Terrasse. Sie fasst einen großen Raum mit Tisch und Sofa sowie einen Klaustrophobenschreck mit eingezwängter Matratze als zusätzliche Schlafkammer. Bis morgen Vormittag bietet uns diese Hütte ein Zuhause. Ein kleiner Heizkörper verspricht mehr Komfort, als wir es von den Nächten im Zelt gewohnt sind. Dieses lassen wir heute im Kofferraum; alles andere wird in die Hütte verladen. Schon lässt nichts mehr darauf schließen, dass wir Neuankömmlinge sind. Zwei große Taschen, zwei Rucksäcke, Kochgeschirr, ein Korb mit Proviant und unsere Schlafsäcke liegen verstreut im Raum, als hätten wir uns längst eingelebt. Der Heizkörper knistert hin und wieder leise. Die Gemütlichkeit macht uns hungrig.

Ich lege überflüssigen Ballast ab, werfe meine nasse Jacke über die Stuhllehne und stelle meine mit Gras und Dreck beschmutzten Schuhe vor die Tür. Mit hochgekrempeelten Ärmeln stehe ich am Holztisch, entzünde das Gas des Brenners und setze den Alutopf samt Doseninhalt auf die Flamme. Diese Vorbereitungen trafen wir bisher bei einstelligen Temperaturen mit kalten Händen im Freien. Der angenehme Unterschied zu unserer mittlerweile eingespielten Routine wird mir bewusst, weil das Bedürfnis, meine Finger im aufsteigenden Wasserdampf zu wärmen, heute ausbleibt. Doch die Besonderheit des Momentes verfliegt schnell. Ich erfreue mich nach wie vor an der Aussicht auf einen entspannten Abend im Trockenen, bewerte die Situation aber nicht im Kontrast zu anderen, weniger bequemen Möglichkeiten. Die Kälte und die Nächte im Zelt bleiben mir zwar in Erinnerung, erreichen mich aber nur als Konzepte fernab meiner Wahrnehmung. Ich weiß, dass mir kalt war, doch ich kann in diesem Moment nicht nachempfinden, was Kälte ist. Ich akzeptiere die Wärme in der Hütte als Tatsache, ähnlich wie ich während der letzten Tage die Kälte im Freien akzeptiert habe.

Wie sehr könnte ich die Wärme jetzt schätzen, wenn ich spüren könnte, was Kälte bedeutet! Doch meine Gedanken fügen sich der Situation unverzüglich. Die Gemütlichkeit wird zur Normalität; schon passe ich mich an die neuen Umstände an und vergesse, was es bedeuten würde, bei Regenwetter im Zelt zu schlafen. Weiß ich denn noch, wie sich der Anfang der Reise angefühlt hat? Hat mich nicht der Gedanke, einen Gesamteindruck aus Bergen und Meer entstehen zu lassen, überhaupt auf die Reise geschickt? Noch habe ich feuchte Haare vom ostfriesischen Seewind, noch ziehen mir die Muskeln vom Fahrradfahren auf Sylt, noch steckt

mir die Müdigkeit von Hamburg im Körper, noch reisen wir mit Stahnsdorfer Kieselsteinchen im Schuhprofil und Münchner Bier im Gepäck. An Beweisen für unsere Erlebnisse fehlt es uns nicht. Doch schwindet mit ihnen irgendwann die Unmittelbarkeit der Erlebnisse? Sind die Empfindungen nicht jetzt schon längst vergessen? Wahrscheinlich täuscht mich die Lebendigkeit meiner Erinnerungen über die gescheiterten Versuche hinweg, vergangene Empfindungen aufrechtzuerhalten. Egal wie viel Konzentration ich darauf verwende, ein Gefühl anhand von Erinnerungen hervorzurufen, ich erreiche lediglich unbefriedigende Rekonstruktionen. Die Erinnerung ist immer schon von Gegenwärtigem beeinflusst und lückenhaft; sie vermag vergangene Empfindungen nicht wieder hervorzubringen. Ich erinnere mich gut an den Beginn der Reise, doch nur deswegen gelingt es mir noch lange nicht, mich wieder so zu fühlen wie damals. In diesem Moment jedenfalls erscheint mir Oberstdorf ebenso unerreichbar wie das Gefühl der Kälte in der warmen Hütte – und doch zweifle ich nicht an der Echtheit dieser Erfahrungen. Etwas davon muss ich mir als Referenz bewahrt haben; gerade so viel, um zu wissen, dass ein bestimmtes Gefühl echt war, aber nicht genug, um es in diesem Moment nachempfinden zu können.

Ebenso wenig kann ich ein Gefühl vorempfinden, obwohl ich weiß, dass es unumgänglich kommen wird. Erwarte ich Schönes, dann freue ich mich im Voraus darauf, doch Vorfreude ist nicht dasselbe Gefühl wie die unmittelbare Freude im Moment der Erfüllung. Genauso kann erwartete Trauer niederschmetternd sein, doch das Gefühl ist ein anderes als die Trauer nach dem Eintreten des erwarteten Umstandes. Ich kann wütend werden, wenn ich mir vorstelle, dass mich eine bestimmte Person provoziert, doch die ausgelebte Wut an der Person ist nicht dieselbe wie die erwartete Wut. Erwartete Empfindungen können sich zweifellos auf die gegenwärtige Situation auswirken und dadurch wiederum das spätere Geschehen beeinflussen. Vielleicht werde ich wirklich wütend, wenn ich erwarte, wütend zu werden; vielleicht unterdrücke ich die Wut, wenn ich mir die Konsequenzen des Ausbruchs vorher überlege. Doch das erwartete Gefühl so vorempfinden zu können, dass ich es abfangen und neutralisieren kann, das ist mir nicht möglich.

Ich kann mich also noch so sorgfältig auf die weitere Reise vorbereiten. Ich weiß, dass ich wieder müde sein werde und dass mich die Kälte wieder träge machen wird. Doch wenn ich wirklich müde

bin und wenn mir die Gesichtszüge wirklich vor Kälte erstarren, dann werden mich die Eindrücke wieder ungebremst treffen. Jedes Mal aufs Neue fühle ich mich, als hätte ich zuvor nie gewusst, was Kälte bedeutet, oder aber, als freute ich mich zum ersten Mal über etwas, obwohl ich eigentlich genau weiß, was Freude ist. Und warum sollte ich das auch ändern wollen? Wenn ich bekannte Empfindungen nicht immer wieder neu entdecken könnte, würde ich dann in einem Muster aus einmal gelebten und sich dann immer wiederholenden Nachahmungen leben?

Sicherlich bestimmen solche übergeordneten Gedankenmuster überhaupt erst die Grenzen und Möglichkeiten des Denkens und Äußerns. Originalität und Kreativität folgen doch immer schon einer Struktur, die sich selbst um den Ursprung erfinderischer Gedanken spannt. Doch eine Schlinge bildet diese Struktur nicht, auch wenn uns das Ausbrechen nicht gelingen mag. Durch die nicht vorzuempfindenden Eindrücke, die wir von der Welt erhalten und durch die Art, wie wir diese deuten und verstehen, schaffen wir uns einen eigenen Platz innerhalb der Struktur, die uns zur Nachahmung dient. So schließen sich Originalität und Imitation nicht gegenseitig aus, sondern bedingen einander. Schließlich kann ich die Grenzen der Gedankenmöglichkeiten zwar nicht durchbrechen, aber ich kann, so wie jeder andere auch, die Struktur durch Gedanken und Äußerungen dehnen und Grenzen damit verschieben.

Ich bin also froh, dass ich Gefühle nicht vorempfinden kann; dass ich alles wieder wie zum ersten Mal erleben kann, ohne dass ich das Erleben und Fühlen selbst neu erlernen muss. Ich vertraue auf die Muster, die meinen Gedanken Ausdruck verleihen und suche darin eigene Erfahrungen, die das befriedigende Gefühl der Originalität erzeugen. Ich erwarte vielleicht ein bereits empfundenes, mir bekanntes Gefühl und weiß, wie ich es einordnen kann. Dadurch kann ich der Erwartung in generellen Zügen Ausdruck verleihen noch bevor das Ereignis mich erfasst, denn sowohl meine Erwartung als auch die dadurch entstehenden Gedanken und Ausdrücke sind Teil jener Struktur, die das Fühlen und Denken erst ermöglicht. Erfüllt mich das Gefühl jedoch unmittelbar, also nicht nur in meiner Erwartung, erweisen sich alle Vorempfindungen als unzulänglich. Ich empfinde neu; zum ersten Mal; zum einzigen Mal; als hätte ich etwas Einzigartiges erschaffen, das sich nicht festhalten lässt. Doch es bleibt

nicht greifbar. Selbst die einfachste, immer wiederkehrende Empfindung bleibt in dem Moment des Fühlens unbeschreibbar. Erst im Nachhinein, in Erwartung neuer Ereignisse oder in lückenhafter Erinnerung, greifen wir zurück auf die bekannten Muster, die uns zum Nachdenken und Darstellen einladen.

Könnte ich vorempfinden, was wir im weiteren Verlauf der Reise noch erleben werden, wäre ich sicherlich verunsichert. Hätte ich vor einigen Tagen gewusst, wie viel Wind, Regen und Anstrengung, wie wenig Schlaf und Erholung uns in Norddeutschland erwarten würden, dann hätte ich sicherlich versucht, das zu Erwartende mithilfe bereits vergangener Empfindungen zu vergleichen und zu beschreiben. Wenig Vergleichsmöglichkeiten hätten sich mir geboten und die, die ich gefunden hätte, wären beunruhigend gewesen. Viel Unbekanntes hätte mich erwartet und dadurch auch viel Unsicherheit. Ich hätte mich gefragt, ob wir in dieser kurzen Zeit überhaupt schaffen könnten, was wir nun, ohne es zu hinterfragen, gemacht haben. Was uns letztendlich erreicht, entspricht oft nicht unseren Erwartungen. So sagt man, die Angst vor der Angst sei größer als die Angst selbst und Vorfreude sei schöner als die Freude selbst. Ob das stimmt, weiß ich nicht. Sicher ist, dass sich erwartete Angst von Angst unterscheidet und Vorfreude nicht dasselbe ist wie Freude. Weil das Vorempfinden nicht möglich ist, projizieren wir Erinnerungen an vergangene Empfindungen auf eine unbeschriebene Zukunft und erzeugen somit Erwartungen. Doch das, was letztendlich geschieht, wird im Moment des Eintretens neu sein. Ich bin gestresst, wenn ich an erwarteten Stress denke, weil ich weiß, wie sich Stress anfühlt. Doch der Stress, der wirklich eintritt, wird anders sein. Vielleicht fühle ich mich weniger gehetzt als erwartet. Dann vergesse ich meine Erwartungen und akzeptiere die nichteingetretene Stresssituation als Normalität – so wie ich die warme Hütte als Normalität akzeptiere, ohne an die Möglichkeit des Frierens zu denken. Trifft mich die Stresssituation jedoch härter als erwartet, dann empfinde ich alles neu. Ich spüre die Unruhe, fühle mich gehetzt und unsicher, vielleicht auch verärgert. Im Moment des Erlebens suche ich keine Referenzpunkte im Vergangenen, sondern bin, wenn auch nur für kurze Zeit, von dem Erlebnis vereinnahmt. Doch auch diese Lage wird irgendwann akzeptiert. Im Nachhinein verleihe ich dem Erlebten Ausdruck und erkenne vielleicht, dass ich etwas überstanden habe, das meine

Befürchtungen übertraf. Schließlich werde ich aber auch dieses Erlebnis ordnen und mit bekannten Ausdrücken darstellen. Doch vielleicht bedeutet diese Darstellung mehr als nur eine bloße Eingliederung in das Gewöhnliche. Vielleicht bleibt etwas zurück, das über die Nachahmung des Bekannten hinausgeht – etwas, das den Rahmen künftiger Erwartungen erweitert oder verschiebt.

Solche Ausführungen können natürlich keineswegs momentgetreue Gedankengänge wiedergeben. Meine Worte sollen nicht den Eindruck erwecken, ich säße in der Hütte vor meinem brodelnden Abendessen und führte gedankliche Monologe. Allenfalls erkenne ich grobe Ansätze dessen, was ich retrospektiv ausführe. Manchmal beschränkt sich meine Wahrnehmung auf einen subtilen Gefühlseindruck, der längst nicht immer explizite Gedanken hervorruft. Die nachträgliche Verarbeitung des Erlebten erlaubt es mir dabei zwar nicht, den Moment des Erlebens zu reproduzieren. Doch indem ich subtile Regungen expliziere und darstelle, verleihe ich bestimmten Momenten Bedeutung, die andernfalls im Erlebnisgewirr verschwämmen. So reise ich eigentlich zweifach: in der Welt und auf dem Papier. Die Erfahrungen in der Welt leiten dabei größtenteils die schriftlichen Darstellungen, wobei die späteren Verarbeitungsversuche wiederum die Erinnerungen an die einzelnen Momente beeinflussen. Auf diese Weise verschmelzen beide Ebenen miteinander und bilden ein gemeinsames Erlebnis, das ich letztlich *das Unterwegssein* nennen werde.

Heute beschränkt sich unser Unterwegssein auf ein Minimum an Handlungen. Wir schlürfen unsere Suppen, säubern Töpfe und Besteck, entledigen uns vom Schmutz der letzten beiden Tage und wechseln endlich unsere Klamotten. Danach spielen wir eine Runde Yatzy. Christian gewinnt mit Abstand – wie immer. Es ist einer der Abende, die von ihrer Ereignislosigkeit leben und mich zufrieden machen, ohne meine Aufmerksamkeit auf den Zustand der Zufriedenheit zu lenken. Wir setzen uns auf das breite Sofa und lesen. Zum ersten Mal seit der Nacht in Oberstdorf schlage ich ein Buch auf. Ich fühle mich dabei wie im Urlaub. Ein paar Handvoll Brotchips und ein Schluck Weißwein bilden die Hauptbestandteile unserer Entspannungskur, deren Effekt vom trommelnden Regen noch verstärkt wird. Wir sitzen und lauschen dem Wolkenguss, blicken manchmal von unseren Büchern auf, um an Nichts zu denken und wissen dabei, dass wir morgen ausgeschlafen sein werden.

Wir wachen auf, als das trübe Morgenlicht durch die Fenster steigt. Das Regenband ist weitergezogen, doch noch immer hüllt die hellgraue Wolkendecke das östliche Friesland in eine kühle Herbststimmung. In aller Ruhe setzen wir uns zum Frühstück. Brote mit Ovomaltinecreme und Tomatenaufstrich lautet das alltägliche Angebot. Ebenso ruhig packen wir unseren Besitz zusammen und verstauen die einzelnen Pakete mit Bedacht im Kofferraum. Wenig später schließen wir die Tür zur Hütte hinter uns, lassen den Schlüssel an der Rezeption zurück und fahren mit wiederhergestellter Frische weiter entlang der niederländischen Grenze in Richtung Süden.

Unterwegs denke ich zurück an Wieren. Das kleine Dorf liegt ungefähr auf demselben Breitengrad wie das nördliche Emsland, das wir am späten Vormittag erreichen. Blicke ich nach rechts, sehe ich hinten im Wald bereits die Niederlande. Wieren liegt dagegen östlich von uns, ungefähr 250 Kilometer. Niedersachsen ist groß. *Damals* in Wieren, denke ich – dabei sind nur ein paar Tage seit unserem Besuch vergangen – damals erschien mir der äußerste Westen Deutschlands noch weit entfernt. Nur ein paar hundert Kilometer Luftlinie trennen das Wendland vom Emsland. Für uns, in unserer Erinnerung, liegt mehr dazwischen – so viel, dass ich mich frage, was überhaupt noch kommen kann. Zum ersten Mal spüre ich einen Hauch von Nachhausekommen. Der hohe Norden verschwindet langsam im Rückspiegel. Die Küstenregion, mit ihrem besonderen Licht, der salzigen Luft, dem wechselnden Wetter, geht über in gewöhnliches Flachland. Noch halte ich an unserer Meerererfahrung fest und nehme die Küste als Referenzpunkt: Wir sind jetzt eine Stunde von der Nordsee entfernt. Alles hier steht im Bezug zum Meer, obwohl wir schon weit im Landesinneren sind. So ist es immer, wenn ich vom Norden komme. Selbst hunderte Kilometer im Landesinneren fühle ich mich noch nicht getrennt vom Meer. Dann fallen mir unterwegs die Autokennzeichen aus dem Norden auf und ich denke: Von dort komme ich gerade! Egal wie lange ich unterwegs war, immer sehe ich kurz vor dem Ziel jemanden aus dem Land oder Landkreis, von dem ich zuvor aufgebrochen bin. Wahrscheinlich würde es mir gar nicht auffallen, wenn ich nicht gereist wäre. Aber eben diese veränderte Wahrnehmung gehört zum Nachhausekommen dazu.

Zur Mittagszeit erreichen wir Nordrhein-Westfalen. Der Eindruck, dass wir uns langsam wieder in Richtung Heimat bewegen,

verstärkt sich, auch wenn wir noch eine lange Strecke vor uns haben. Nordrhein-Westfalen klingt wieder mehr nach Tagesausflug als Niedersachsen. Wir planen zwar nicht, auf direktem Wege nach Hause zu fahren, doch der Süden gerät langsam wieder in Reichweite. Jemand, der in Borken oder Bocholt lebt, fände diese Aussage sicherlich seltsam. Wer würde denn auf die Idee kommen, dass Westfalen für Süddeutsche heimatliche Gedanken auslösen könnte? Bald sind wir zwei, dann zweieinhalb, dann drei Stunden vom Meer entfernt. Borken und Borkum trennt mehr als nur eine Endsilbe. Aber mittlerweile berechnen wir Entfernungen nach Gefühl – und gefühlt fehlt nicht viel, weder ans Meer noch in die Heimat.

Wirklich bereit für das größte Ballungsgebiet Deutschlands sind wir nach der Ruhe des Ostfrieslandes nicht. Doch wir wollen mitten hinein in die Städte, die nur durch ihre Ortschilder voneinander getrennt sind. Keine Wiesen, keine langen Landstraßen zwischen den Dörfern, kein Platz zwischen den Städten – so stelle ich mir das Ruhrgebiet vor. Hier verbirgt sich viel, von dem ich nichts weiß. Warum prügeln sich manche Gelsenkirchener mit Dortmundern? Was verbindet die Städte miteinander und was unterscheidet sie voneinander? Die Gegend wirkt für mich so unüberschaubar, dass ich jedes Mal aufs Neue lernen muss, dass Bochum südlich von Herne, Herne östlich von Schalke, Schalke östlich von Bottrop, Bottrop nördlich von Essen, Essen östlich von Mülheim, Mülheim südlich von Oberhausen, Oberhausen nordöstlich von Duisburg liegt.

Sobald wir von der Autobahn abfahren, zieht es uns mit dem Verkehr hinein ins *Revier*. Erst vor ein paar Kilometern haben wir entschieden, dass wir nach Essen fahren werden. Christian kennt dort jemanden. Vielleicht bekommen wir ja sogar eine Tasse Kaffee. Das wäre definitiv besser als ein Rasthofsnack, aber abfinden würden wir uns auch mit Letzterem. Mir gefällt es, dass wir uns noch kein Tagesziel jenseits des Ruhrgebietes gesteckt haben. So haben wir jetzt ein Zwischenziel, das uns vom Nord- bis zum Südrand der Metropolregion führt.

Über die breite Bundesstraße schlängeln wir uns östlich von Bottrop entlang, überqueren den Rhein-Herne-Kanal, den ich zunächst für die Ruhr halte, und gelangen ohne die erwartete Hektik in das Nordviertel der Stadt Essen. Von dort fahren wir hinaus in einen der östlichen Vororte, wo Essen zu Bochum wird. Die

Kleinstadtatmosphäre der Außenbezirke überrascht mich. Anstelle der erwarteten Häuserreihen stehen schlichte Wohnhäuser. Die kleine Kneipe an der Hauptstraße würde ebenso in jedes Dorf passen. Im Wohngebiet rollt ein Kind auf dem Skateboard den Hang zur Bochumer Landstraße hinunter. Statt städtischem Treiben herrscht hier eher Dorfalltag.

Christians Bekannte ist nicht zuhause. Entweder ist sie im Urlaub, sagt Christian, oder sie arbeitet. Umgezogen wird sie wohl nicht sein, aber so recht könne man das ja auch nicht immer wissen. Er schreibt ihr ein paar humorvolle Worte auf einen Zettel, wirft die Notiz in den Briefkasten – und dann sind wir auch schon unterwegs in die nächste Stadt. Niemand würde auch nur daran denken, den Umweg als umsonst zu bezeichnen. Im Moment haben wir keine besonderen Absichten mehr; ohne Zweck fahren wir umher, doch ich fühle mich nicht planlos. Wir navigieren nach Gefühl, fahren versehentlich im Kreis, aber auch das stört uns nicht. Statt einem Zweck folgt unsere Reise oft nur einer groben Richtung. Irgendwann erscheint dann ein vielversprechendes Zwischenziel in Reichweite, das der Reise kurzzeitig wieder einen Zweck verleiht. Doch auch dann fühlt es sich an, als würden wir ohne Absicht umherstreifen, denn am Zwischenziel erwartet uns keine Aufgabe. Deswegen kann ein Umweg nicht umsonst gewesen sein, oder besser gesagt: Deswegen gibt es auf dieser Reise keine Umwege, auch wenn ich diesen Begriff bereits mehrfach verwendet habe. Vielleicht sollte ich stattdessen eher behaupten, die gesamte Reise sei ein Umweg um das ganze Land.

Nach einer kurzen Irrfahrt durch Essen spuckt uns das Ruhrgebiet wieder aus und bringt uns auf die Autobahn in Richtung Düsseldorf. Wir haben ein neues Zwischenziel: Ganz hinaus in den Westen wollen wir, also dorthin, wo Deutschland an die Niederlande grenzt und wo hinter zwei niederländischen Dörfern bereits Belgien beginnt. Zunächst aber bahnen wir unseren Weg durch ein Gewirr an Autobahnkreuzen, Ausfahrten und Auffahrten, dann über die Rheinbrücke hinüber nach Neuss, dann kurz nach Süden, dann südwestlich nach Grevenbroich, von dort aus immerzu westwärts. Normalerweise weiß ich, auf welcher Straße wir uns befinden. Hier verliere ich aber den Überblick: Von der Autobahn zweiundfünfzig auf die Vierundvierzig, auf die Siebenundfünfzig – und dann? Hinaus auf die Sechsendvierzig, oder doch nicht? Dann nehmen wir eine falsche Ausfahrt und fahren wieder auf die Vierundvierzig. Diese

Autobahn beschreibt von Norden kommend einen Bogen, der schließlich in eine nach Südwesten strebende Gerade übergeht. Als auf der Hälfte des Bogens die Büsche jenseits des Seitenstreifens in ein flaches Feld übergehen, blicke ich nach rechts und starre geradewegs in ein Nichts.

Der Abgrund muss hunderte Meter tief sein. Ich blicke hinein, bis wir nach einer Minute die lange Gerade erreichen. Nichts blickt zurück, außer ein gefräßiges Schaufelrad am gegenüberliegenden Ende des Schlunds. Jenseits des gewaltigen Kraters reihen sich grüne Wiesen und braune Äcker aneinander. Dann kommt die Abbruchkante. Sie verschluckt sämtliche Farbe und Struktur der Oberfläche, fällt senkrecht ab und offenbart ein Muster aus hell- und dunkelgrauen, bis hin zu schwärzlichen Gesteinsflächen, die sich in einer endlosen Linie aus abgetragenen und anderswo aufgeschüttetem Material rings um den Abgrund ziehen. Wie eine tiefe Wunde klafft das Loch in der Erde; wie etwas, das nicht hier sein sollte.

Wir nehmen die nächste Ausfahrt und wollen uns näher heranwagen, denn obwohl wir zusammen schon ein wenig herumgekommen sind, haben wir so etwas noch nie gesehen. Wir dachten, Braunkohle hätte keine Zukunft. Wahrscheinlich wünschten sich die Bewohner des Dorfes Immerath Ähnliches. Denn hätte Braunkohle keine Zukunft, gäbe es ihren Heimatort noch. Heute endet die Straße einige hundert Meter vor dem Dorf. Man erkennt noch, dass dort einmal etwas war. Die Straße vor der Absperrung ist voller Staub und Schutt – vielleicht Überreste vergangener Tage, als die Häuser der Reihe nach verschwanden, vielleicht aber auch nicht. Wer kann uns das schon sagen, hier wohnt ja niemand mehr. Es gibt noch Proteste, direkt vor dem alten Ortseingang. Dort hat man Stände aufgebaut, mit Plakaten und Banner. Sie erinnern mich an Gorleben. Die Ortsfläche besteht noch, wenngleich kein Ort mehr zu finden ist. Wir kennen uns hier nicht aus, aber ich vermute, das gefräßige Schaufelrad verbeißt sich schon bald in die Äcker von Alt-Immerath.

Wir stellen das Auto irgendwo am Wegesrand ab und gehen zum Schlund. Das Überraschende: Es ist komplett still. Der letzte Acker vor der Kante liegt brach und ist mit Pfützen durchzogen. Weit hinten, direkt am Horizont, dampft ein Kraftwerk. Dazwischen ist Leere. Wir erkennen nur den Abgrund auf allen Seiten. Der

Kraterboden entzieht sich unseren Blicken. Kein Vogel zwitschert – auf welchen Zweigen soll er sitzen? Mir fällt erst jetzt auf, dass selbst zuhause im Herbstwald keine Stille herrscht. Irgendein Überwinterer pfeift doch immer leise durch den Nebel. Nur hier geschieht nichts. Das Land scheint den unausweichlichen Ereignishorizont des braunschwarzen Loches schon überschritten zu haben. Es ist zu spät für natürliche Geräusche. Früher oder später zieht es auch den Acker hinein ins Nichts.

Selbst der Schaufelradbagger schickt nur ein dumpfes Brummen zu uns herüber. Kein Knacken, kein Zischen, nur ein kaum vernehmbares Murren. Wir rätseln, ob die Maschine fünfzig oder fünfhundert Meter von uns entfernt ihr Unwesen treibt. Wir verlieren den Sinn für Dimensionen. Das Ungeheuer steigt aus dem Nichts herauf, schaufelt tonnenweise Erde in sich hinein und murmelt vor sich hin. Das Abtragen geschieht schneller als gedacht; Meter für Meter verschwindet einfach. Uns trennt ein Zaun vom Abgrund, aber lange wird auch dieser nicht mehr stehen. Alles um uns herum trägt den Mantel des Unheimlichen. Wende ich mich von der Szene ab, sehe ich etwas Gewöhnliches: Der Acker mit seinen Pfützen, der Feldweg, der uns hergeführt hat, eine Wiese, dahinter die alte Straße. Nur die Stille wirkt verdächtig. Drehe ich mich aber hin zum Tagebau, entsteht ein neues Bild. Das Gewöhnliche endet im Nichts. Ohne Übergang bricht der Acker ab, hört auf zu existieren. Es ist kein Ort mehr. Die Wiesen und Wege strahlen es aus: Sie sind bereits vergangen, auch wenn wir noch auf ihnen gehen. Wer hält das Schaufelrad noch auf? Nicht die Bewohner von Immerath und nicht das nächste Dorf. Wohl erst die Notwendigkeit in einer fernen und staubigen Zukunft, so staubig wie das Dorf, das nichtmehr existiert.

Doch da ist noch mehr. Etwas, das dem Gefühl des Unheimlichen gegenübertritt, es dadurch aber noch verstärkt. Bevor ich überhaupt erfassen kann, was es ist, merke ich: Es riecht vertraut. Über den Feldern weht ein Duft, der mich sofort Assoziationen zu meinem Heimatdorf bilden lässt. Ich atme tief ein und erzähle Christian von meinen Gedanken. Auch er inhaliert geräuschvoll. Eine kühle Frische liegt in der Luft, die auf einen kürzlich niedergegangenen Herbstregen schließen lässt. Es ist die Luft, die man einige Tage vor den ersten Schneeflocken bei einem Spaziergang durch die Felder einatmet und dann erleichtert feststellt, dass der Herbst im Freien weniger grau ist, als es manchmal scheint. Es sind

auch die Laubblätter in den Pfützen, deren moosig-modriger Geruch im schwachen Wind liegt. Wahrscheinlich sind es auch die Äcker und Wiesen, die schon lange nicht mehr völlig trocken lagen. Alles zusammen duftet nach einem Herbsttag, wie ich ihn schon hundertfach erlebt habe. Zuhause nehme ich davon kaum Notiz. Erst an diesem unwirklichen Ort des baldigen Nichts wird mir bewusst, woraus das Gewöhnliche besteht. Dieser vertraute Eindruck nimmt mir für einen kurzen Moment das Gefühl, an einer Stelle der Zerstörung zu stehen. Doch gleich darauf trifft mich der Kontrast zwischen der gefühlten Normalität und der herankriechenden Maschine umso stärker. Es ist ein Gefühl, das nur das Unterwegssein hervorbringen kann.

Westen

Oft habe ich mich unterwegs gefragt, wie es wohl sein wird, den westlichsten Punkt des Landes zu erreichen. Immer wieder kreisten meine Gedanken um diesen Grenzpunkt. Seine Anziehung beruht dabei hauptsächlich auf dem Umstand, dass hier der letzte Grenzspaziergang auf unserer Reise stattfinden wird. Wenn wir also in Isenbruch ankommen, werden wir den Großteil unserer Reise bereits erlebt haben. Allein diese Vorstellung bot lange Zeit eine gewisse Faszination, nahm die Reise doch schon früh in meiner Vorstellung Gestalt an, lange bevor wir sie schließlich antraten. Nie trug ich die Sorge, die Reiseerlebnisse könnten meinen Erwartungen nicht standhalten. Wäre die Fahrt eintönig gewesen, so hätten wir am Ende eben darüber lachen und unsere Schlussfolgerungen ziehen müssen. Die Frage nach dem Ankommen am westlichsten Punkt entstand aber weniger aus einer Erwartungshaltung heraus, sondern überwiegend aus Neugier: Wenn wir Isenbruch erreichen, werden wir zuvor Sylt gesehen haben, werden wir in Hamburg gewesen sein, werden wir den Osten und den Süden durchquert haben. Wie werden wir uns dann fühlen – völlig überwältigt, zufrieden oder einfach nur müde?

Das Ankommen ist zumeist weniger spektakulär als in meinen Vorstellungen. Wir fahren vorbei an Heinsberg und Selfkant, bis sich kurz darauf das flache Land nicht mehr Deutschland, sondern Niederland nennt. Direkt an der Grenze biegen wir ab, folgen der

kleinen Straße einen Kilometer nach Norden und treffen dann erneut auf ein kleines blaues Grenzschild. Davor liegt ein leerer Parkplatz an einem Bach. Der Rote Beek, oder Rodenbach, bildet hier die Grenze, die ein paar Meter abseits des Parkplatzes im rechten Winkel nach Osten abknickt. Genau an dieser Stelle erreicht die imaginäre Linie ihre westlichste Ausdehnung.

Es trennen uns also nur noch wenige Schritte vom letzten der vier großen Zwischenziele. Passenderweise hat sich hier, direkt am Westpunkt, jemand die Mühe gemacht, alle Extrempunkte des Grenzverlaufes auf einer Tafel zu vermerken: Oberstdorf, Haldenwanger Eck; Görlitz, Neißeaue (eigentlich Zentendorf); List, Ellenbogen; Selkamt, Isenbruch. Jeden dieser Orte haben wir angesteuert, haben in jedes Eck des Landes gefunden und dabei das Dazwischenliegende auf eine besondere Art kennengelernt, die es uns ermöglichte, ein Gefühl für die Dimensionen des Landes zu erlangen. Aber was bedeutet das schon? Nur weil wir in jedem Bundesland umherspazieren, kann ich noch lange nicht begreifen, geschweige denn beschreiben, was zwischen List und Oberstdorf geschieht. Was wir sahen, waren Momentaufnahmen, flüchtige Eindrücke, nur selten minimal verlängert in Christians Langzeitaufnahmen. Doch war mir das nicht schon vor der Reise bewusst, als ich noch von Vollständigkeit träumte? In der Vorfreude erschien alles sinnvoller und zusammenhängender. Unsere Reise sollte den Süden mit dem Norden in Verbindung bringen, sollte ein Gesamtkunstwerk aus Bergen, Wellen und Wiesen werden – und verfehlt haben wir diesen Traum nicht, dennoch braust die wirkliche Erfahrung über die vereinfachte Vorstellung hinweg. Statt eines Ganzen erleben wir Fragmente. Wir erfahren widersprüchliche Gedanken und Stimmungen, erkennen manchmal nicht den Sinn oder suchen gar nicht erst danach. Es dauert, bis aus den Fragmenten ein zusammengesetztes Ganzes werden kann. Manche Erlebnisse fügen sich unmittelbar in einen Gesamtzusammenhang, andere wiederum fallen durch das grobmaschige Netz meiner Sinnsuche und gehen in den Tiefen meiner Erinnerung verloren, bis sie später in Gedankenwirbeln an die Oberfläche treiben und einen Platz im Sinnzusammenhang verlangen.

Wenn die Erfahrungen der Realität doch meistens den Glanz der Vorfreude einbüßen, wie viel Vorfreude kann ich mir dann erlauben, ohne von der Realität enttäuscht zu werden? Ich kann die

Vorfreude nicht ewig steigern – irgendwann muss sie befriedigt werden, andernfalls verpufft sie in Banalität. Wie lange kann ich mich auf etwas freuen, ohne dass das erwartete Ereignis schon in der Vorstellung entweder zu etwas Gewöhnlichem oder zur Abstraktion wird? Vielleicht habe ich mich zu lange auf die Reise gefreut, sodass ich nun nicht mehr klar erkenne, was sie mir überhaupt bedeutet. Ich bin keinesfalls enttäuscht, schon gar nicht von etwas Konkretem. Wir tanzen an der Grenzstange – so seltsam das klingen mag, wir machen es. Wir erfreuen uns an unseren kindischen Späßen (Christian meint, wenn man seine Beine im Schneidersitz um eine Stange klemmt, könne man aus eigener Kraft nicht mehr aufstehen – er hat Recht). Niemand denkt an Freudenverlust oder übersteigerte Vorfreude. Doch dabei vergesse ich auch, was es bedeutet, hier zu sein. Wir turnen auf der Grenze umher, halten unsere wenig eleganten Posen auf Fotos fest und lachen in zwei Länder hinein. Das Gebot der Stunde sagt, es sei erstrebenswert, den Gedanken an Anfang und Ende zu vergessen: *Lebe im Moment!* Aber was soll ein Moment schon bedeuten, wenn er im Rausch der Flüchtigkeit verlorgeneht?

Von allen vier Extrempunkten des Grenzverlaufes ist Isenbruch am leichtesten zu erreichen. Über den Bach führt ein Steg, an dessen Ende sich eine Plattform befindet. Dort kann man nicht nur auf Grenzbänken in den Niederlanden sitzen und die Beine nach Deutschland baumeln lassen, sondern auch die rote Stange, die den Westpunkt markiert, hinaufklettern oder um sie herumtanzen. Anders als im Süden und Norden wurde der Extrempunkt im Westen zu einer touristenfreundlichen Attraktion ausgebaut. Was gut in dieses zugängliche Gelände zwischen den Dörfern passt, wäre an den anderen Punkten fehlplatziert. Die Südspitze konnten wir nicht erwandern, der östlichste Punkt lag im Fluss und der nördlichste irgendwo am Strand – nur hier stehen wir exakt darauf, mittendrin oder eben drum herum.

Wir blicken auf die Landkarte und fragen uns wie so oft: Wohin fahren wir jetzt? Wir befinden uns an einem Punkt, der näher an Paris liegt als an unserer Heimat. Die Sonne verschwindet hier über eine halbe Stunde später als im Osten des Landes. Dort kündigt sich der Abend bereits an, während hier noch Nachmittagsstimmung herrscht. Trotzdem sind wir uns einig, dass wir aufbrechen sollten. Wir haben noch nichts Reichhaltiges gegessen und wissen, dass wir

in Rheinland-Pfalz wegen der Gesundheitsauflagen nicht übernachten dürfen. Aber Christian hat schon längst eine Idee: Da gibt es eine Pension, unten im Saarland. Die haben dort auch ein Restaurant, sagt er. Dort hat er mal eine derart große Portion der Hausspezialität gegessen, dass selbst die Bedienung verblüfft war. Ich kannte diese Geschichte schon vor der Reise und muss daher nicht erst überredet werden. Wir finden beide, ein saarländisches Festmahl sollte man nicht verschmähen.

Zwischen uns und dem Abendessen liegen dreihundert Kilometer, vorausgesetzt die Pension hat heute überhaupt geöffnet und schließt nicht, bevor wir ankommen. Eine Alternative umfasst unser Plan nicht. Der kürzeste Weg ins Saarland führt über die Niederlande, Belgien und Rheinland-Pfalz – eine ungewöhnliche Strecke. Eigentlich trennt uns nur das Rheinland vom Saarland, aber durch die Route über die beiden Nachbarstaaten sparen wir uns ungefähr zwanzig Kilometer – und wenn der Magen knurrt, zählt jeder Meter. Einzige Voraussetzung: Wir dürfen nicht aussteigen. Nur als Durchreisende werden wir geduldet, verrät uns das Gesetz. Wir hoffen, die Grenzen zwischen den Staaten sind frei passierbar, sonst müssen wir heute wohl hungrig in den Schlafsack kriechen.

Wir tauschen schnell die Plätze, stärken uns mit Hanutas und besprechen kurz das weitere Vorgehen. Als ich den Motor starte, bin ich hellwach und aufmerksam. Den Grund dafür vermute ich weniger in den Schokoschnitten, wenngleich sie mir bisher noch jeden Tag versüßen konnten, sondern in meiner leicht angespannten Erwartungshaltung. Seit wir unseren Entschluss gefasst haben, fühle ich die Aufbruchstimmung: Beide bringen wir uns in Position für die Weiterfahrt, prägen uns die Strecke ein, vergewissern uns der Gegenwart unserer Wertgegenstände und blicken kurz prüfend auf die Rückbank. Das simultane Klicken beim Einrasten unserer Sicherheitsgurte macht versichernde Worte überflüssig: Wir sind bereit.

Nach einigen hundert Metern überqueren wir die westliche Grenze des Landes. Damit brechen wir die unausgesprochene Abmachung, die uns an der Südspitze noch zögern ließ: Wir wollen die Besonderheit der jeweiligen Extrempunkte wahren und diese als festgelegte Endstationen ansehen. Jetzt lockern wir diese Regel – schließlich haben wir nun die Ausdehnung des Landes in alle Richtungen erfolgreich erfahren und sind jetzt in einem an die Zeit

gebundenen Vorhaben unterwegs. Noch spielt der zeitliche Faktor eine untergeordnete Rolle, aber ich merke, dass wir nur aus Zeitdruck den schnelleren Weg wählen. Auf diesem Abschnitt hören wir auf, ohne Zweck umherzustreifen.

Die roten Backsteinhäuser des ersten Dorfes jenseits der Grenze reihen sich ordentlich und aufgeräumt aneinander. Kurzgemähte, schnörkellose Gärten liegen zu beiden Seiten der Hauptstraße, davor ragen schnurgerade Bäumchen in regelmäßigen Abständen aus dem gepflegten Grünstreifen zwischen Fahrradweg und Gehsteig. Man achtet hier auf Symmetrie, denke ich, als wir den perfekten Halbkreis, den die Hauptstraße zwischen Ortseinfahrt und Ausgang bildet, durchfahren haben. Gleich darauf erreichen wir eine Europastraße, die, vom Norden der Niederlande bis nach Italien verlaufend, uns zunächst durch Maastricht, dann hinunter zur belgischen Grenze führt. Nach bewährter europäischer Manier erspart man uns die zeitweise wieder eingeführte *Quo-Vadis*-Befragung und lässt uns bedingungslos gen Süden ziehen.

In Liège stoppt uns schließlich der Verkehr – und wir tragen mit unserer Existenz zum Stoppen der anderen bei. Wir quälen uns von einer Autobahn zur anderen. Ein einziger Spurwechsel verlangt uns fünfzehn Minuten ab – weil nichts vorangeht. Vor drei Jahren verbrachte ich an ähnlicher Stelle einen warmen Spätsommernachmittag in einem noch zäheren Stau. Vielleicht hätte mir das eine Warnung sein sollen. Doch als das Tageslicht zum Abendlicht wird, löst sich der Verkehr in Nichts auf. Wo alle anderen abgeblieben sind, fragen wir uns gar nicht erst, sondern fahren mit neugewonnener Zuversicht hinaus in die Ardennen.

Herbstlich ist es geworden, da sind wir uns einig. Als wir von zuhause aufgebrochen sind, herrschte in unseren Köpfen noch Spätsommer. Warm war es auch zu jener Zeit nicht mehr, aber wer aus dem Sommer kommt, der braucht lange keine Jacke. Doch mittlerweile haben wir die herbstliche Kälte erlebt und finden, die Bäume tragen ihre roten und gelben Kostüme nun zurecht. Hohe Brücken führen uns hinweg über Täler und leuchtende Waldhänge. Mal hängt der Nebel tief unter uns, mal erheben sich die Wälder bis zur Straße hin, sodass die Schwaden fast bis zu uns herüberschwappen. Zum ersten Mal seit unserem Abenteuer auf Sylt sehen wir eine sonnenbeleuchtete Landschaft – und anders als an der Nordseeküste trägt der Schein der Abendsonne hier im Ardenner

Wald keinesfalls. Wir bestaunen das kontrastreiche Zusammenspiel aus lebendigem Herbstwald und stummem Waldnebel, bis wir auf schmalen, kurvenreichen Landstraßen unsere Weitsicht einbüßen und tiefer in die Dämmerstimmung der dichten Wälder gelangen. Irgendwo zwischen den Bäumen, hinter den Wiesen des Dorfes Waldecho, verläuft die Grenze, die wir im letzten Tageslicht passieren.

Wir sind zurück im Süden – zumindest fühlt es sich so an, wenn man bedenkt, dass wir den Morgen noch in Nordseenähe verbracht haben. Wo genau Süddeutschland beginnt, ob ganz Rheinland-Pfalz als Teil des Südens gilt oder nur die Pfalz, oder auch diese nicht, definiert wohl jeder anders. Für mich bleibt der Süden ein Gefühl, das nicht etwa auf einem Gemeinschaftssinn, sondern auf meiner eigenen Position beruht. Was ich heute als Süddeutschland betrachte, bezeichne ich morgen vielleicht schon als Westdeutschland. Säße ich seit Tagen zuhause in Tübingen, würde ich nicht auf die Idee kommen, die Gegend rund um Bitburg als Teil des Südens anzusehen. Doch jetzt, wie auch schon im Ruhrgebiet, gilt noch immer das Meer als Referenzpunkt. Weil ich vom Meer komme, verschiebt sich die Grenze zwischen Süden und Mitte beträchtlich in nördliche Richtung. Die Heimat scheint einem immer entgegenzueilen. Je weiter und je länger man sich von zuhause entfernt, desto weiter in die Ferne ragt das Gebiet, das man als heimatlich bezeichnet. Hält man sich monatelang jenseits des Atlantiks auf, dehnt sich der Heimatradius innerhalb Europas deutlich aus: Vielleicht wirkt London dann nur wie ein Vorort der Heimatstadt – und der Frankfurter Flughafen, sonst unwirklich und distanziert, gilt plötzlich als vertrautes Tor zu bekannten Gegenden. Heute ist es für mich die Eifel – oder zumindest das, was wir in der Dunkelheit davon erkennen – die uns die Rückkehr in den Süden andeutet.

Auch wenn Rheinland-Pfalz für uns lediglich ein Durchfahrtsland auf dem Weg hinunter in das Saarland bleibt, entscheiden wir uns für eine kurze Ruhepause in Trier. Seit wir den Westpunkt verlassen haben, geschieht alles unter der Bedingung, dass die Zeit es uns erlaubt. So müssen wir uns mit gegenseitigen Versicherungen begnügen, dass wir *irgendwann mal wieder herkommen*, vielleicht zum Wandern. An schönen Gegenden fehlt es dem

Bundesland nicht, aber wir sind zu hungrig, um konkrete Pläne zu schmieden. Unweit der Grenze fahren wir durch das Dorf Bleialf. In unserem hungerbedingten Zustand der Sinnesverzerrung lesen wir *Bleiaff* anstelle der korrekten Ortsbezeichnung und werfen uns diesen Begriff von nun an unter großem Gelächter als Schimpfwort gegenseitig an den Kopf. Ich verfare mich, weil ich auf das missverständliche Geplapper des Navis höre. Christian meint: *Du Bleiaff!*

Auch eine Stunde später, als wir Bitburg und einige kleinere Dörfer hinter uns gelassen haben, irren wir umher. Bei Trier windet sich die Straße hinab bis an die Mosel, verläuft dann parallel zum Fluss am westlichen Ufer und wird weiter unten zur Luxemburger Straße. Wir verpassen die Auffahrt zur Kaiser-Wilhelm-Brücke und verfahren uns im Trierer Westen. Unsere Geduld haben wir auf der Strecke gelassen. Kurzerhand stellen wir das Auto an den nächstbesten Straßenrand und wollen zu Fuß hinüber auf die andere Seite. Doch auch dieses Vorhaben scheitert. Wir denken kaum mehr nach, wissen selbst nicht, wonach wir suchen. Bestenfalls taucht direkt am Straßenrand irgendeine Kneipe auf, idealerweise mit Schnellservice, damit wir auch in diesem Bundesland ein Getränk bestellen können, ohne zu viel Zeit dafür aufbringen zu müssen. Doch die Gegend weist uns ab. Eine lange Reihe greller Scheinwerfer blendet uns, der Verkehr rauscht an uns vorbei, keines der Gebäude wirkt auch nur ansatzweise gastlich. Schließlich kehren wir um, stapfen kopflos durch eine Baustelle und gestehen uns ein, dass wir wohl mit der Weststadt vorliebnehmen müssen. Irgendwann kommen wir mal wieder *richtig* her und genießen die *schönen Seiten der Stadt*, sagen wir uns.

Abseits der Hauptstraße stoßen wir auf ein beleuchtetes Lokal. Außen prangen Laternen und Reklametafeln, vom Innenraum fällt schummriges Licht auf die Gasse. Obwohl die Eingangstür geschlossen ist, dringt ein Hauch von Zigarettenrauch zu uns nach draußen. Wir fühlen uns an unsere Dorfkneipe erinnert, treten an den Eingangsbereich heran und schwingen die Tür nach innen auf. Im ersten Augenblick nehme ich den beißenden Geruch der qualmigen Luft kaum wahr. Ich bin abgelenkt durch vier starrende Augenpaare: drei vor der Theke, eines dahinter. Es ist kein freundliches Starren. Haben wir hier etwa den Trierer Philosophenverein beim Debattieren grundlegender Weltprobleme gestört? *Moin*, sage ich, bekomme aber

kein Moin zurück. Inzwischen hat auch Christian den Raum betreten. Wir tragen Atemmasken – wie es die Regeln von uns verlangen. Trotzdem findet der Rauch seinen Weg in meine Lunge und lässt meine Augen tränen. Der Raum ist leer, nur die drei Männer sitzen an der Bar, ein anderer bedient. Ich frage daher höflich, ob wir trotz *besonderer Umstände* auf Bewirtung hoffen können. Allein dieser arglose Erkundungsversuch lässt drei der vier alten Männer ungehalten werden. Offenbar stören wir die Kreise der Rauchenden, doch ich wähne das Recht auf unserer Seite und wage einen zweiten Versuch: *Ob man hier ein Bier bekommen könnte!* Dieses Mal erhalten wir Antwort, wenngleich keine freundliche. Ich verstehe zwar nicht ganz, doch anscheinend stören wir die Sitzung der Rauchenden durch unsere bloße Existenz. Weshalb denn nur?

Freundlicherweise klärt man uns auf, bevor wir kehrtmachen oder eine anderweitige Entscheidung treffen können. Es ist unsere Mund-Nasen-Bedeckung. Sie verursacht die üble Stimmung. Man brauche *diese Dinger* hier nicht, weist man uns zurecht und zeigt auf unsere Gesichter. Wir verstehen. Die Herren treffen sich hier nicht zum Debattieren. Aus jedem ihrer halbvollendeten Sätze sprechen Wein und fehlender Verstand. Nun haben wir gegen einen kräftigen Schluck generell nichts einzuwenden und auch uns eilt der Verstand nicht selten mal davon. Geduld ist dann gefragt und Ruhe; Gespräche können helfen und Offenheit zählt viel, auch das Grübeln und das Sinnen mögen hilfreich sein, um der Gedankenstarre zu entgehen. Es ist diese Starre, die uns aus den vier Augenpaaren entgegenblickt. Wenn alles leicht erklärbar scheint, wenn ein Stück Stoff vor dem Gesicht zum Käfig wird, dann wird die Welt ganz dunkel und mit ihr auch die Suche nach dem Sinn. Denn selbsterschaffene Grenzen verdecken so viel mehr, als jeder Fetzen Stoff vor dem Gesicht es könnte. Die bizarre Szene zeigt uns gleich: Der Wein festigt diese Grenzen, er macht selbst das Grübeln überflüssig und so provozieren wir allein mit unseren Masken das Territorium der Faktenlosigkeit. Wir bringen eine Wahrheit von weit draußen bis an die Grenze des verschlossenen Verstandes derjenigen, die nicht erkennen wollen, dass wir sie schützen, indem wir uns mit Masken vor sie stellen. Wir provozieren die Herren mit ihrer eigenen Verletzlichkeit, denn wer den Schutz mehr fürchtet als die Krankheit, der lebt wohl in Angst vor noch viel mehr, als wir entblößen könnten.

Es lohnt sich nicht, die Jacken abzulegen; die Gesellschaft der misshandelten Trinker möchten wir nicht lange teilen. Christian klärt Abschließendes mit diplomatischer Gelassenheit. Ich versuche, so viel Unverständnis wie nur möglich in einem Blick zu bündeln und jage diesen zum Abschied durch den Raum. Draußen lachen wir, doch besonders heiter sind wir nicht. Wir waren auf eine solche Szene nicht vorbereitet und sind noch immer fassungslos. Jetzt lachen wir darüber, weil wir diese seltsamen Begebenheiten weder ruhig noch rational verarbeiten können. Der dichte Qualm, die leeren Tische, die gereizte Stimmung, die absurden Bemerkungen – *wo waren wir da überhaupt?* Als wir uns halbwegs erholt haben, erscheint es mir logisch, dass so etwas geschehen sollte. Es passt zu unserer Verwirrung und zu unserer Rastlosigkeit. Wir haben darauf vertraut, dass wir, wie bisher immer, die richtige Tür öffnen würden. Ich will nicht sagen, dieses Mal hätten wir kein Glück gehabt, denn von Glück hängt eigentlich nichts ab. Die Zeit war es, die uns gefehlt hat. In Hamburg hatten wir die ganze Nacht, in Trier nur fünf Minuten. Das beeinflusst unsere Art, unterwegs zu sein. Wirklich spontan können wir nur sein, wenn wir alle kurzfristigen Absichten begraben – wie in Hamburg, als wir alle Pläne auf den Morgen schoben und nicht mehr davon sprachen, bis der Morgen längst zum Mittag wurde. Heute reichten weniger als fünf Minuten für ein bizarres Erlebnis. Es ist höchste Zeit für unsere Weiterfahrt.

Ich bin fasziniert davon, wie schnell wir vorankommen. Es macht Spaß, obwohl wir jetzt ganz anders unterwegs sind als noch zu Beginn der Reise. Die anfängliche Gemächlichkeit haben wir schon zwischen Berlin und Hamburg abgelegt, doch erst jetzt beschleunigen wir richtig. Unser Abendessen im Saarland wollen wir auf keinen Fall verpassen. Das Ziel liegt südlich von Neunkirchen, exakt einhundert Kilometer entfernt von Trier. Natürlich hätten wir uns in der Stadt ein Pizzastück für unterwegs besorgen können. Aber könnten wir nach einem fettigen Magenfüller die köstlichen Speisen im Landgasthaus überhaupt genießen? Wir haben uns ein Ziel gesetzt und unser Unterwegssein daran angepasst. Eine Pizzaschneide passt nicht in den Rhythmus dieses Tages. Wir wollen das Vorwärtskommen beschleunigen und uns mit feinen saarländischen Spezialitäten belohnen. Das Steuer wechselt die Hände – und Christian entdeckt seinen Bleifuß.

Fünfundvierzig Minuten geben wir uns für die Strecke und ignorieren die Berechnungen aus dem Weltall. Das Navigationsgerät verabschiedet sich bald von dem Gedanken, die Ankunftszeit anhand der empfohlenen Richtgeschwindigkeit berechnen zu können – es tilgt Minute um Minute. Auf der A1 herrscht kein Verkehr. Die Ortsnamen auf den Ausfahrtsschildern lese ich nicht mehr. Stattdessen konzentriere ich mich gemeinsam mit Christian auf die dreispurige Straße und fühle mich wie ein zweiter Fahrer. Ich spanne meine Arme an, als würde ich lenken, halte die komplette Fahrbahn im Blick und sitze aufrecht – genau wie Christian. Die Nachtfahrt wird untermalt von aggressiver Elektromusik. Es ist nicht die gute, tanzbare Musik, sondern tinnitusprovozierender, nervenspannender Krach. Nichts wäre jetzt passender. Christian dreht auf. Wir sitzen stumm nebeneinander, aufrecht und ohne uns zu bewegen. Ich kneife meine Augen leicht zusammen, um meinen Blick in die Ferne zu schärfen. Fernsicht brauchen wir beide, denn was jetzt noch dreihundert Meter vor uns liegt, fliegt in ein paar Sekunden schon an uns vorbei. Christian hält das Lenkrad mit beiden Händen fest. Er hat Spaß, das weiß ich, denn mir geht es nicht anders. Der rotbeleuchtete Zeiger hinter dem Steuer liegt ungefähr zwischen drei und vier Uhr – nur zeigt er nicht die Zeit, sondern unsere Geschwindigkeit an. Nach fünfundzwanzig Minuten verlassen wir Rheinland-Pfalz.

Erst tief im Saarland lehnen wir uns wieder zurück und treten aus unserer angespannten Konzentration heraus. Das brachiale Elektrogebrüll verliert bei geringerer Lautstärke seine Durchschlagskraft. Von nun an verbinde ich diese Art von Musik mit Raserei – weil die Klänge einem Wutanfall gleichen und gleichzeitig unserem hirnrissigen Straßenintermezzo zwischen den benachbarten Bundesländern Ausdruck verleihen. Noch wissen wir nicht, ob sich die Eile lohnt. *Wehe, wenn die nur noch kalte Küche haben.*

Kurz vor dem Ziel fahren wir auf die A8 – die Autobahn, auf der unsere Reise begann. Jetzt sind wir definitiv im Süden. Von hier könnten wir auf direktem Wege nach Hause fahren. Doch wir biegen nach wenigen Kilometern bei Neunkirchen in südliche Richtung ab, folgen einer Landstraße, werden von einem dunklen Wald geschluckt und schließlich auf einen Feldweg geschickt. Hinter ein paar Kurven liegt ein Hof. In der Dunkelheit erkenne ich die Umriss einiger Häuser. Dunkle Schatten parken davor – landwirtschaftliches Gerät. Draußen ist es kalt. Es riecht nach feuchter Herbstwiese und Land.

Am Eschweilerhof brennt noch Licht. Gäste sitzen im Speisesaal. Wir gesellen uns hinzu, setzen uns erschöpft und erleichtert an den schöngedeckten Tisch im Eck. Das Meer ist sechshundert Kilometer entfernt. Wir sind im Saarland.

Südwärts

Fein gefaltete Servietten, weiße Tischdecken, gepolsterte Sitzbänke, einlamierte Speisekarten mit Holzgriff – verwaschene Kapuzenpullis, schwere Köpfe, ungewaschene Gesichter mit Bartstoppeln. Der Kontrast zwischen der Umgebung und uns selbst schreit uns an. Am Tisch gegenüber sitzen vier frisierte und gutgekleidete Leute, etwas älter als wir. Sie haben bereits gegessen und amüsieren sich jetzt mit Geschichten aus ihrem gemeinsamen Bekanntenkreis. Ihr saarländischer Dialekt macht mir bewusst, dass die Menschen diese Gegend, die wir gerade erst erreicht haben und vermutlich bald schon wieder verlassen werden, ihre Heimat nennen. Wenn sie eine Landkarte vor sich haben, suchen sie zuerst nach Neunkirchen im Saarland, weil ihnen diese Gegend am vertrautesten ist, genau wie ich meinen Blick zuerst über den Südwesten, über das Remstal und das Wieslaufstal und schließlich hinunter nach Tübingen schweifen lasse. Für sie liegt Frankreich im Süden. Für mich die Schweiz. Wahrscheinlich wohnen sie in Elversberg, Kirkel, St. Ingbert oder Neunkirchen und treffen sich regelmäßig am Wochenende im Gasthaus – *um der alten Zeiten willen*. Es ist spät, aber sie bestellen sich jeweils noch ein Getränk. Sie haben ja keine Eile, denn es ist Freitag und sie wissen, wo sie schlafen werden.

Christian und ich stoßen auf den Weg des Tages an. Als Aperitif hat man uns zwei perfekt eingeschenkte Hefeweizen serviert. Die dicke Schaumkrone holt uns aus dem Norden zurück – Störtebeker und Astra tragen selten Krone. So wirklich genießen kann ich das Bier vor dem Essen allerdings nicht; der Hunger hat den Durst vertrieben. Doch Linderung lässt nicht lange auf sich warten. Bald schwingt zum letzten Mal für diesen Abend die Küchentür auf. Das Klappern und das Brutzeln sind bereits verstummt, denn später als wir will niemand mehr zu Abend essen. Es wird ruhig im Speisesaal, nur wir genießen noch das Festmahl und vergessen dabei, dass wir einmal schlapp und hungrig waren. Gerne schenkt man noch

Espresso aus, auch zu später Stunde. Jetzt wären wir bereit für weitere sechs Stunden Fahrt. Das Problem: Dann wären wir längst zuhause.

Seltsamerweise fühle ich mich nach dem Essen nicht mehr deplatziert im Restaurant. Mit besänftigten Gedanken erkenne ich kaum noch einen Kontrast zwischen uns und der Umgebung. Man dankt uns für das Trinkgeld und wünscht eine gute Nacht. Als wir wieder in der nebligen Kälte vor dem Gasthaus stehen, stellen wir uns die nun schon alltägliche Frage: Wo verbringen wir sie denn, die gute Nacht? Eine Übernachtung im Auto wäre für mich heute eine unbefriedigende Lösung. Vom Restaurant in den Schlafsack auf dem Fahrersitz – das wäre ein zu tiefer Abstieg und unserer vermutlich letzten Nacht auf Reisen nicht würdig. Stattdessen wollen wir im anliegenden Gasthof anklopfen und um Einlass bitten. Doch wir haben zunächst kein Glück – das Haus bleibt dunkel.

Christian greift zum Telefon. Er erreicht irgendjemanden, doch man versteht ihn nicht. Der Empfang ist quasi inexistent. *Ja, wir sind hier – hallo? – vor der Tür! – hallo? – ja, vor der Tür!* Das Gespräch verläuft mehrere Minuten in zwei Einbahnstraßen: Christian versteht die andere Seite nicht und die andere Seite versteht Christian nicht. Doch als die Verbindung komplett abbricht, wird auf der gegenüberliegenden Seite des Hofes durch den Bewegungsmelder ein Licht ausgelöst. Die Kommunikation muss geglückt sein. Man bittet uns herein.

Wir werden empfangen, als wären wir alte Bekannte. Ich freue mich über die Herzlichkeit, zögere aber etwas: Es gibt ja noch diese Pandemie. Man versichert uns freundlich, hier müsse man sich keine Gedanken wegen des Virus machen. *Nur herein!* Hier ist es anders als bei den Leugnern in Trier. Das ältere Ehepaar empfängt uns mit einer Offenheit, die es unmöglich macht, ihnen nicht zu glauben. Bevor wir ihnen erklären können, dass wir nach einer Reise um das ganze Land nur ungern ohne Schutzmaske hereinspazieren möchten, finden wir uns plötzlich sitzend am Wohnzimmertisch wieder. Das Abendprogramm im Zweiten spielt mit gedrosselter Lautstärke im Hintergrund, Geschirr steht in der Küche, auf dem Tisch herrscht nicht gerade Ordnung – und erst jetzt merke ich, dass unsere Gastgeber unter ihren Überziehjacken Pyjamas tragen. Das hier ist nicht das Gästehaus. Wir sind mitten in einen gemütlichen Freitagabend hineingeplatzt.

Frau Eschweiler – so heißt sie nicht, aber ich möchte glauben, dass das ihr Name ist – erzählt von einem vergangenen Jahrzehnt. An unserer Sprache erkennt sie gleich, woher wir stammen. Mehrere Jahre lang habe sie *im Ländle* gewohnt, sagt sie, und fragt uns nach diesen und jenen Orten. Sie kennt sich bestens aus. Die ganze Szene amüsiert mich. Wer hätte gedacht, dass uns die Fahrt durch den Westen des Landes in ein fremdes Wohnzimmer zu zwei unbekanntem Menschen führt? Vor knapp zwei Stunden flogen wir noch über die Autobahn und hätten locker einen Hochgeschwindigkeitszug einholen können. Jetzt plaudern wir gemütlich. Stillstand – endlich.

Schließlich werden uns die Schlüssel zu unserem Nachtquartier überreicht. Wir bedanken uns überschwänglich für die spontane Aufnahme und ziehen uns zurück. Wie wunderbar empfängt uns das Zimmer! Innerhalb von Sekunden vergesse ich, dass wir beinahe wieder im Auto übernachtet hätten. Das, was hätte passieren können, existiert nicht mehr als Möglichkeit. Heute Abend erwarten uns keine Überraschungen mehr, nur noch Ruhe, Komfort und ein wenig Fernsehberieselung.

Mit Campingurlaub hat das nichts mehr zu tun, aber warum sollten wir in der kalten Dunkelheit unser Zelt aufschlagen, wenn uns hier warme Geborgenheit erwartet? Noch vor ein paar Tagen waren wir diszipliniert und streng mit uns selbst. Unser Abendprogramm bestand aus Kochen und Abspülen in der Kälte, nachts legten wir uns auf den harten Boden verschiedener Bundesländer und das Wetter war uns egal. Jetzt schaut Christian mit zunehmender geistiger Abwesenheit einen Actionfilm und schläft bald darauf ein, während ich im beheizten Badezimmer meine Atemfrische mit Zahnseide und anderem lange außer Acht gelassenem Zubehör zurückerobere. Das Saarland tut uns gut. Vielleicht hat uns das Unterwegssein mehr ausgebrannt, als wir dachten.

Unsere Reise war einmal eine Wanderung im Süden. Daran schloss sich bald der lange Weg in den Osten. Dann sog uns der Norden auf uns schleuderte uns entlang der westlichen Grenze hinunter in den Süden. Dazwischen fanden sie statt – die Spaziergänge entlang geschlossener Grenzen. Nicht immer waren es Spaziergänge, wie man sie erwartet, nicht immer wurde uns der Schritt in das Nachbarland verwehrt und nicht immer wandelten wir direkt auf der Grenze. Auf Sylt fanden wir Meer und Strand anstelle

eines klaren Endpunktes, und dennoch behalte ich auch dieses Erlebnis als Grenzerfahrung in Erinnerung. Es war nicht nur das Wasser, das uns zum Umkehren zwang. Auch körperliche Grenzen spielten dabei eine Rolle. Weiter hätten wir an diesem Tag nicht fahren können, nicht nach unserer grenzwertigen Erfahrung in Hamburg. In der Folge wollten wir unseren Spaziergang auf dem Weg in den Süden entschleunigen, doch verfehlten dieses Ziel bei weitem. Trockenheit und Erholung entwickelten sich zum weit entfernten Sehnsuchtsziel. Die Realität brachte eine Verlängerung der Sylt-Verhältnisse, eine kurze Nacht am Elbufer und einen weiteren Tag im friesisch-herben Regen. Erst in der Hütte kamen wir zur Ruhe, doch am nächsten Tag beschleunigten wir unseren Spaziergang erneut, schossen durch vier Bundesländer und zwei Nachbarstaaten hindurch, legten hunderte Kilometer zurück – bis wir hier ankamen, in einem warmen, gemütlichen Zimmer am Eschweiler Hof. Wer könnte uns hier also das Loslassen von bisherigen Reiseverhältnissen verübeln?

Langsam entfernen wir uns von der Bereitschaft, Gewohntes zu entbehren. Der Aufenthalt am Eschweiler Hof bringt uns den heimatlichen Verhältnissen wieder näher. Die bequeme Matratze und die Heizungswärme stellen eine Verbindung zu unserem Normalzustand her. Noch haben wir ein Bundesland vor uns, doch wir werden uns um keinen Schlafplatz kümmern müssen, werden dem Herbstwetter nicht mehr ausgeliefert sein, werden gewaschen und gekämmt aufbrechen. Keine Unsicherheiten begleiten mich heute in den Schlaf. Wie gerne würde ich jetzt wachbleiben und dieses Gefühl der Entspannung bewusst auskosten. Doch der Schlafmangel der vergangenen Tage zeigt Wirkung: Seit Beginn des Unterwegsseins schlafe die ersten acht Stunden am Stück.

Schon direkt nach dem Aufstehen zeigt sich der Ausflugscharakter dieses Tages. Wir bestreichen die verbliebenen Brotscheiben mit Ovomaltine, befüllen zwei leere Sprudelflaschen mit Leitungswasser und packen unsere Rucksäcke – nur für einen Tag. Was nicht in den Rucksack passt, verstauen wir auf der Rückbank des Autos. Wir achten heute weniger auf Ordnung. Jacken, Taschen, Proviant – alles landet aufeinander. Heute Abend wird sowieso alles ausgeräumt. Ich fühle mich nicht mehr wie ein umherstreifender Reisender. Heute

sind wir Tagestouristen auf einem Ausflug westwärts durch die Pfalz. Das Tagesziel: Hessen, Bundesland Nummer 16 auf unserer Reise.

Es kommt mir vor, als würden wir gemütlich in einen Sonntag hineinfahren. An Sonntagen gelten andere Regeln als sonst, zumindest bis der Abend anbricht: Niemand verurteilt Trägheit, selten wird Produktivität gefordert und wer sonst nicht spazieren geht, der tut es wenigstens am Sonntag. Samstage sind anders: Der Abstand zur alten Woche ist noch zu gering, um Stumpfsinn bedingungslos einkehren zu lassen. Das knappe Fenster des legitimierten Nichtstuns beginnt frühestens mit dem beginnenden Samstagabend und endet mit dem kalten Hauch der neuen Woche, der uns immer schon den letzten Teil des Wochenendes vereist. Heute dehnt sich das Entspannungsfenster für uns aus. Noch sind wir nicht zuhause, können also das Unterwegssein weiterhin genießen. Gleichzeitig entfallen am letzten Reisetag die meisten der wenigen Notwendigkeiten, die uns unterwegs bisher begleitet haben. Wir müssen kein Essen mehr zubereiten, uns nicht mehr in der Kälte umziehen, nicht mehr die Frage nach dem Übernachtungsort stellen. Heute ist unser entspannter Reisesonntag, auch wenn Sonntag eigentlich erst morgen ist.

Irgendwo zwischen Homburg und Kaiserslautern werden die Wolken sanfter. Auch der Nebel verkriecht sich von den Feldern in die Wälder und wird unsichtbar. Uns erwartet optimales Ausflugswetter. Noch haben wir nicht beschlossen, welchen Ort wir besuchen werden. Der hessische Norden ist zu weit entfernt, nach Frankfurt zieht uns heute nichts und durch Wiesbaden zu spazieren stellen wir uns auch nicht besonders aufregend vor. Doch was spricht dagegen, beide Großstädte aus einiger Entfernung von oben zu betrachten? Am Rande des Taunus soll ein Aussichtsturm stehen. *Leicht zu erwandern und schwer zu vergessen*, lautet das vorläufige Ergebnis eingehender Nachforschungen. Dort, in Hofheim am Taunus, wollen wir das Unterwegssein also ausklingen lassen.

Als wir den Rhein nördlich von Mainz überqueren, wo uns die fröhlich lachenden Kinder auf dem Willkommensschild entgegenwinken, das jeden Autofahrer auf jeder größeren Straße nach Hessen begrüßt, nehmen wir kaum Notiz davon, dass wir nun das letzte Bundesland erreicht haben. Der Verkehr fordert Konzentration. Die dreispurige Autobahn ist dicht befahren. Die langen Geraden verleiten zum Beschleunigen, doch wir haben Zeit.

Anderen geht das anscheinend nicht so. Zügig wechselt man die Spuren und eilt links vorbei. Wir halten uns dagegen rechts und verpassen dennoch die Ausfahrt nach Hofheim. Kurz vor Frankfurt kehren wir um und fließen auf der Gegenseite mit dem unübersichtlichen Verkehr dahin, bis wir wieder den Main-Taunus-Kreis erreichen. Noch am selben Tag, als wir gerade genüsslich über unserem letzten Mittagessen auf Reisen sitzen, rasen drei Männer, einer davon so alt wie wir, in ihren Sportwagen nur ein paar Kilometer entfernt durch den zähen Autobahnverkehr. Einer verliert im Geschwindigkeitsrausch den Überblick und bringt dabei jemanden um. Seine Freunde fahren davon. Das alles erfahren wir erst viel später. Da haben wir unsere gestrige Fahrt von Trier ins Saarland schon fast vergessen.

Schön ist es in Hofheim. Wir wollen zu Wilhelm Meister – nicht etwa zu dem Jüngling, den Goethe auf lange Lehr- und Wanderjahre schickte, sondern zum Wilhelm-Meister-Turm, der seinen Namen einer lokalen Politikerpersönlichkeit verdankt. Der Meisterturm hebt sich in einem Waldstück am Hofheimer Ortsrand zwischen den hohen Laubbäumen empor und überragt diese nur knapp. Wir wandern entspannt und langsamen Schrittes zum Turmaufgang und warten ab, bis die umherspringenden Kinder den Abstieg vollendet haben, gedulden uns weiterhin, bis die Eltern ihnen folgen und steigen dann die dreißig Meter bis zur Plattform auf. Die Luft ist mild, die Sonne scheint. In der Ferne glänzen Hochhäuser.

Wir sehen weit in den Süden hinein und könnten sicherlich die Hügel des Odenwaldes erkennen, wäre die Luft in der Ferne nur nicht so gesättigt. Ganz in der Nähe ragt das Frankfurter Bankenviertel wie ein bizarr geformtes Wäldchen aus dem Boden. Überall sonst liegen grüne Felder, dazwischen Vororte und Dörfer. Weit unten reflektieren Dächer das Licht der Sonne. Dabei springt die scheinbar von den Ziegeln und Fenstern hervorgehende Lichtquelle von Dach zu Dach und schwächt sich schließlich ab, je weiter wir uns in den Nachmittag drehen. Nur der Frankfurter Flughafen funkelt weiterhin kräftig und beständig. *Fraport*, eine eigene Gesellschaft, eine eigene Stadt, ein Labyrinth aus Rollfeldern, übersät mit Lämpchen und Türmchen. Der fremde Nicht-Ort und zugleich das Tor zur Heimat: Hier liegt er zu unseren Füßen. Der Meisterturm hält das Geschehen der Metropolregion im Blick und tat

dies schon, als noch Zeppeline über dem Taunus schwebten. Heute herrscht kaum Luftverkehr. Solange wir die Aussicht genießen, reckt nur ein einziges Flugzeug seine Schnauze in die Herbstluft und verschwindet bald in der bläulichen Ferne weit hinter der großen Stadt.

Nachdem wir eine für Tagestouristen angebrachte Zeitspanne auf der Aussichtsplattform verbracht haben, wollen wir anderen Besuchern nicht im Weg stehen und denken an den Abstieg. Mit einem letzten Rundumblick versuche ich, mir den Ausblick einzuprägen, um in den kommenden Monaten von den letzten Eindrücken unserer Reise zehren zu können – ein völlig unsinniger Gedanke, wie ich mir eigentlich schon längst klargemacht habe. Trotzdem beharre ich weiterhin darauf, beim Verlassen eines besonderen Ortes den letzten Blick mit gesteigerter Aufmerksamkeit auf die Umgebung zu richten. Wer weiß, wann wir wieder reisen können, wer weiß, wann wir uns wieder in unsere keimfreien Gehäuse verkriechen müssen. Wir warten, bis die Treppe frei ist, dann steigen wir schnellen Schrittes ab.

Gemütlich spazieren wir durch den Herbstwald bis zum Auto, kehren im Dorf zu Mittag ein und brechen dann auf – heimwärts. Wir sind ausgeschlafen, frisch, gesättigt und werden des Scherzens nicht müde. Die letzten paar hundert Kilometer, die letzten paar Stunden werden zu einer Art Ehrenrunde. Nichts steht mehr aus. Wir haben jedes Ziel erreicht und, in diesem Moment, weder Bedürfnisse noch aufdringliche Pflichten. Sitzen und genießen ist alles, was wir tun müssen – und fahren sollte einer von uns, aber auch das gilt als Genuss. Dementsprechend gelöst ist unsere Stimmung. Ich freue mich auf mein Zuhause, genauso wie ich den verbleibenden Momenten des Unterwegsseins entgegenblicke.

Frankfurt, Rüsselsheim und Darmstadt verschwinden im Rückspiegel, die Bergstraße erscheint. Die altbekannte Strecke in die Heimat führt uns vorbei an vertrauten Orientierungspunkten: die beiden einsamen Brückenpfeiler ohne Überbau, die älteste Raststätte des gesamten Autobahnnetzes, dann die drei schwäbischen Stauferlöwen auf dem Willkommensschild. Jetzt wird mir doch deutlich, dass wir keine Tagestouristen sind. Wir haben mehrere tausend Kilometer zurückgelegt. Bekannte Orte und vertraute Landschaften wirken anders nach einer solchen Reise. Kämen wir von einem eintägigen Ausflug zurück, würde ich von den badischen

Weinbergen kaum Notiz nehmen, würde gedankenlos weiterfahren, ohne einen Prozess des Heimkehrens zu durchlaufen. Wie klein die Täler wirken im Vergleich zum großen Meer. Wie starr die Wolken am Himmel stehen, wie still die Luft. Lange waren wir nicht weg, doch weit genug, um bei unserer Rückkehr für einen verschwindend kurzen Moment eine Außenperspektive einzunehmen. Für einen Augenblick zeigt sich mir, wie jemand die Gegend wahrnehmen muss, der hier nicht aufgewachsen ist. Kaum hat es mich erfasst, verschwindet dieses Gefühl der Entrückung. Letztendlich waren wir doch zu kurz unterwegs, um das Fremde im Bekannten länger wahrnehmen zu können. Doch ich habe es gespürt.

So haben wir das Gefühl der Entfernung irgendwo innerhalb des Landes gefunden, wenngleich an keinem bestimmten Ort. Nahegelegene Ziele wurden Teil einer Fernreise – eine Fernreise innerhalb der Landesgrenze. War es nicht genau dieser Gedanke, der mich vor Beginn der Reise reizte? Jetzt fällt dieses Gefühl der Ferne innerhalb eines Momentes von mir ab. Es ist dieser verschwindende Augenblick, der mich davon überzeugt, etwas Besonderes erlebt zu haben – etwas, das nicht in meiner Erinnerung verschwimmen sollte.

Wir werden ruhiger, als wir auf der A6 in Richtung Heilbronn unterwegs sind. Vielleicht haben wir genug Schwachsinn geredet und unsere überdrüssigen Gedanken dadurch erfolgreich abgeführt. Vielleicht besänftigt uns die ruhige finnische Ambient-Musik, die unsere letzten Kilometer melodisch untermalt. Sanft gleiten wir über die Straße und verbringen den Abschluss der Reise in stillem Genuss. Tagelang hat mich die Frage nach der Bedeutung unserer Reise unterschwellig begleitet, doch nur selten habe ich mich produktiv damit auseinandergesetzt. All die Eindrücke und Erlebnisse standen im Vordergrund. Es wäre sinnlos gewesen, über einen Gesamtsinn nachzudenken. An jedem Ort hätte ich die Bedeutung an Erlebtes und Erwartetes angepasst, hätte mich nie festlegen können. Auch jetzt erschließt sich mir nicht plötzlich der übergeordnete Sinn unseres Vorhabens, doch immerhin finde ich die Ruhe und die Zeit, um über den Verlauf der Reise nachzudenken. Hier, irgendwo zwischen Sinsheim und Heilbronn, fasse ich den Entschluss, unsere Erlebnisse zu verschriftlichen. Gleich am Abend möchte ich damit beginnen. Doch wenn ich mich auf keinen Sinn festlegen kann, wie fasse ich die lange Strecke zwischen Aufbruch und Ankunft dann zusammen?

Auf den ersten Kilometern der Reise vertrat ich die Meinung, wir könnten unterwegs eine Gesamtheit erleben: das gesamte Land, rund herum, jedes Bundesland. Einen vollständigen Kreis wollten wir mit unserer Strecke bilden, bis wir den Ausgangspunkt wieder erreichen. Da wir dieses Vorhaben nun abschließen, müsste es mir ein Leichtes sein, eine vollständige Beschreibung abzuliefern, die Aufbruch und Rückkehr miteinander verknüpft. So gesehen hindert mich nichts daran, die Gesamtheit unserer Erlebnisse zwischen Anfang und Ende der Reise festzuhalten. Doch schon jetzt kann ich keinen beständigen Gedanken erfassen, geschweige denn eine präzise Aussage treffen, die das gesamte Vorhaben umfasst. Selbst wenn ich mich hier und jetzt abschließend auf einen Sinn festlegen würde, der alle Ereignisse und jeden Kilometer miteinander verbindet, wäre dieser Sinn ein nachträglicher, der meine Gedanken auf Reisen nicht widerspiegeln könnte. Ich muss also zurückgehen; zurück zu jenem naiven Gedanken, mit dem die Reise begann. Ich muss mich wieder davon überzeugen, etwas Vollständiges erleben zu können, muss die gesamte Reise ein weiteres Mal erfahren, um schließlich von diesem Gedanken abzurücken. Ich muss aber auch akzeptieren, dass dieses Wiedererleben kein Wiederholen sein kann, sondern lediglich ein Versuch des Wiedergebens bleibt. Und schließlich werde ich erkennen, dass dieses Wiedergeben neue Gedanken hervorbringt und die Wiedergabe gewissermaßen zum Neuerleben wird.

Dadurch ähneln sich die Erlebnisstrukturen des Reisens und des Berichtens. So wie ich am Ende der Reise anders denke als zu Beginn, wirken meine anfänglichen Ausführungen kurz vor Abschluss des Berichtes fremd und unpassend. Meine vergangenen Gedanken lassen sich nicht ändern. Einmal gewählte Worte ließen sich hingegen leicht ausstreichen. Doch ein Ausstreichen und Verbessern käme der vergeblichen Suche nach der Vollständigkeit gleich. Ich könnte die Ausführungen über den ersten Tag meinem späteren Gedankenstand anpassen, könnte sie besser in die Gesamtheit meines Textes einfügen, nur um nach einer erfolgreichen Überarbeitung den Drang zu verspüren, die dann gewonnenen Einsichten wiederum auf den Anfang zu übertragen. So sähe die Vollständigkeit aus, die ich zu Beginn so überzeugt gesucht habe. Finden würde ich nur das Feststecken in ewiger Korrektur. Stattdessen bleiben meine Worte so stehen, wie ich sie einmal niedergeschrieben habe. Sie haben noch immer Bestand, auch wenn

sie Vergangenes bezeichnen und zueinander im Widerspruch stehen mögen. So sollen die Worte unseren Erlebnissen einen Rahmen bieten – ähnlich wie auch die Landesgrenzen unsere Reise zu jeder Zeit einrahmten.

Vieles glaubte ich unterwegs zu verstehen. Mal waren es Orte, mal Landschaften, mal Phasen des Nichtstuns, die zu unterschiedlichen Zeiten und Situationen meine Gedanken anstießen. Immer wollte ich diese Einfälle fixieren und miteinander in Verbindung stellen, erkannte aber bald die Unmöglichkeit dieses Vorhabens. Was sich mir an einem Tag klar erschloss, war am nächsten Ort oft wieder fern und unpassend. Wie groß ist der Drang, alles zu überschreiben, wenn gegenwärtige Gedanken nicht zu vergangenen passen; wie groß der Wunsch, etwas zu erschaffen, dessen Sinn Anfang und Ende miteinander verbindet. Wie bedeutungslos erscheint dagegen etwas, das begonnen, aber nie vollendet wird. Dabei ist das Verirren doch die Norm. Es kostet Mühe, sich nicht zu verlieren, sich nicht in Fragmenten zu vergessen, sondern immer eifrig die Punkte zu verbinden, bis die eigentlich sinnlosen Einzelheiten ein präsentables Ganzes bilden.

Das Allgäu und Sylt, Sylt und das Allgäu. Verbinden wollten wir die beiden Punkte durch unsere Fahrt. Doch wird mir auf den letzten Kilometern bewusst, dass die Bedeutung unserer Reise nicht irgendwo unterwegs verborgen liegt. Zu Beginn war unsere Reise ein Spaziergang entlang der Breitach. Später war sie der Geschmack von Ovomaltine, danach ein harter Boden im Erzgebirge, ein Rausch in Hamburg, eine Nacht am Elbufer. Zusammen ergeben diese Momente nur einen Sinn, weil ich diesen von Beginn an darin sehen wollte. Verbinden wollte ich die Momente ein weiteres Mal in meinem Text, doch auch hier verknotet sich der rote Faden. Manch kurzer Moment wird lang, andere werden zur Lücke. Diese Lücken lassen Platz für Neues, für Vorstellungen und Einfälle, die jeden angedeuteten Gesamtsinn übertreffen. So sprangen wir vom Süden in den Norden, von unten nach oben, vom Anfang bis zum höchsten Punkt und merken nun, dass die Ankunft nicht der Abschluss ist, dass die Reise am Ende nicht vorbei ist. Wie oft wir uns wohl auch solche Geschichten erzählen werden, die, fast vergessen, unverhofft wieder in unseren Erinnerungen auftauchen? *Weißt du noch...*

Schließlich erreichen wir unser Heimatdorf. Wir setzen uns, unempfindlich wie wir geworden sind, in der abendlichen Kälte vors Haus, essen eine Kleinigkeit und spüren, wie sich das Gefühl, unterwegs zu sein, in schleichende Müdigkeit verwandelt. In der einbrechenden Dunkelheit steigen wir ein letztes Mal für lange Zeit gemeinsam in den Passat. Christian bringt mich zurück nach Tübingen. Einen Großteil der Strecke verbringe ich in Gedanken an meinen Bericht. Drei Wochen gebe ich mir dafür. Bis zum Semesterbeginn will ich alle Erlebnisse festgehalten haben. Doch es kommt anders.

Christian hilft mir beim Ausladen meines Gepäcks. Mit einem Klick schließt sich sachte die Kofferraumklappe, dann herrscht klare Stille. Es riecht winterlich, irgendwo muss ein Holzfeuer brennen. In der Küche brennt noch Licht. Mit unserer gewohnt scherzhaften Verabschiedung macht sich Christian auf den Rückweg: *Schönen guten Abend!* Ich greife umständlich nach meinem Schlüsselbund, der unterwegs in den Tiefen meines Rucksacks versunken ist, und trete ein – nach Hause. Kaum schließe ich die Tür hinter mir, schon wird es Winter. Mit der Kälte schnellen die Barrieren wieder hoch: Erste Landkreise werden unpassierbar, manche davon sind uns wohl bekannt. Bald folgen der Süden und der Osten, dann erstarbt das ganze Land, friert ein unter der Pandemie, deren kalten Atem wir am Ende unserer Reise bereits im Nacken spürten. Wie lange werden wir die Letzten sein, die alle Bundesländer nacheinander bereisen konnten?

Schon bald lege ich die Ruhe eines Reisenden ab und werde wieder zum Alltagspassagier, der gedankenverloren an Dingen vorübergeht, ohne Notiz von ihnen zu nehmen. Für eine kurze Zeit bot mir die Reise eine Bühne, von der ich ungestört auf meine Umgebung blicken konnte. Ich sah Menschen und Dinge an mir vorüberwandeln und konnte rätseln, wohin sie wohl gingen und was sie vorantrieb. Mich selbst konnte ich Ähnliches fragen, ohne eine klare Antwort zu erwarten. Uns trieb das Unterwegssein vorwärts, was immer das heißen mag. Jeder Tag, jeder Moment, veränderte unsere Art, unterwegs zu sein, bestärkte unsere Freude am Fahren und am Erleben. Wir taten gut daran, die Eindrücke auszukosten, auch wenn mir schnell klar wurde, dass jegliche Versuche, Momente zu fixieren und zu bewahren, ohne Erfolg bleiben würden.

Einige Zeit nach unserer Rückkehr wird das Reisen vorübergehend zur Unmöglichkeit erklärt. Also reise ich nur auf Papier, schreibe immer nachts an meinem Text, meistens müde, und frage mich, wie die Reise wohl abgelaufen wäre, hätte ich auch tagsüber geschrieben. Christian und ich treffen uns erst nach Wochen wieder. Das Wegfahren fehlt uns. Ich komme nicht weit umher in diesem Winter, stapfe einen schönen Nachmittag lang durch den Schnee am Todtnauberg, fahre ein anderes Mal an einem Tag nach Passau und zurück. Auch Christian packt die Lust am Unterwegssein. Zu Beginn des Winters erwandert er die Südspitze, die wir auf unserer Reise nie erreicht haben. Irgendwann wollen wir wieder gemeinsam aufbrechen – dann sollen uns Landesgrenzen nicht mehr aufhalten.

Als ich noch vor dem Auspacken den ersten Satz dieses Berichtes schreibe, weiß ich jedoch noch lange nichts von all dem. Ich bin mir der bevorstehenden Einschränkungen nicht bewusst, denke noch nicht an zukünftige Unternehmungen und ahne nichts von den langen Wintermonaten, die vergehen werden, bis ich schließlich in einer eisigen Februarnacht ein weiteres Mal das Ende unserer Reise erreicht haben werde.



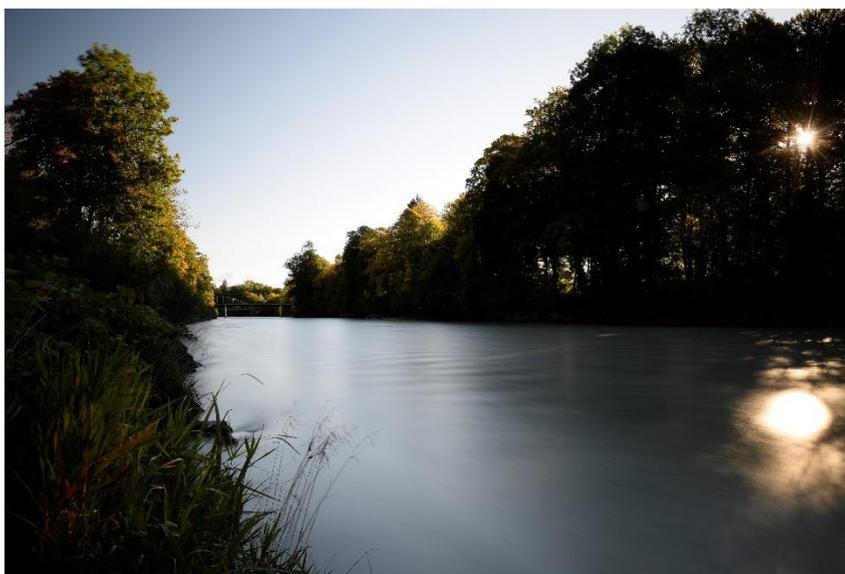
© Christian B.



© Christian B.



© Christian B.



© Christian B.



© Christian B.



© Christian B.